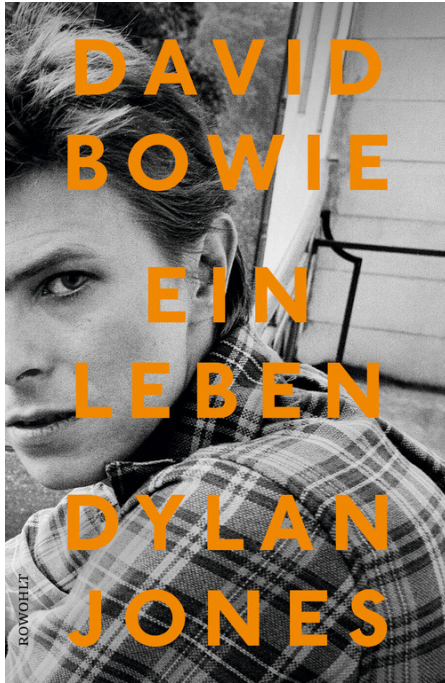


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-03241-8

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Dylan Jones

David Bowie

Ein Leben

Aus dem Englischen von Friederike Moldenhauer

Rowohlt

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel «David Bowie.
A Life» bei Preface Publishing / Penguin Random House, UK.

1. Auflage November 2018

Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

«David Bowie. A Life» Copyright © 2017 by Dylan Jones

Lektorat Ana González y Fandiño

Innengestaltung Daniel Sauthoff

Satz Enigma PostScript (InDesign)

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 498 03241 8

Inhalt

Widmung

Inhalt

Vorwort

Motto

Einleitung

1. Living in lies by the railway line
2. Commencing countdown engines on
3. So I turned myself to face me
4. Jamming good with Weird and Gilly
5. Battle cries and champagne
6. Gee my life's a funny thing
7. Sit in back rows of city limits
8. Put on your red shoes and dance the blues
9. Who's gonna tell you when?
10. I've nothing much to offer
11. It's confusing these days
12. As long as there's you
13. For in front of that door is you

Nachwort

Chronologie

Dramatis Personae

Register

Danksagung

Für meine Stargirls Sarah, Edie und Georgia

[...]

Vorwort

Durch Londons Straßen schwärmten am 31. Oktober 2016 Horden betrunkenere und lärmender Menschen in hautengen Skelettkostümen und mit Donald-Trump-Masken, mit Kunstblut und falschen Spinnweben bedeckt, in den Händen Halloween-Kürbisse. Derweil herrschte in der Bond Street bei Sotheby's eine paradiesische, geradezu vornehme Ruhe. Den ganzen Tag schon war das Ausstellungsteam des Auktionshauses in Mayfair damit beschäftigt gewesen, letzte Hand an die öffentliche Vorschau für *Bowie/Collector* zu legen. Sie hatten die Graham Sutherlands und Damien Hirsts aufgestellt und sich bemüht, ein riesiges Sideboard von Ettore Sottsass an den richtigen Platz zu schaffen. Ein privates Dinner sollte es an diesem Abend einhundert Glücklichen ermöglichen, sich die Ausstellung vorab anzusehen, und dafür musste alles perfekt sein bis auf den letzten Zentimeter. Gegen Viertel vor acht drängten sich die Gäste in der Galerie, darunter Tracey Emin, Keith Tyson, Elisabeth Murdoch, Robert Fox, Jasper Conran, Nick Grimshaw, Sam Smith, Saffron Aldridge, Sarah Burton von Alexander McQueen, Adam Clayton von U2 sowie Bowies Beraterin in Kunstfragen, Kate Chertavian. Langsam schoben sich Dutzende weiterer Koryphäen aus der Welt der Kunst, Musik und Verlage durch die Räume. Vor einer Vergrößerung des Covers von "*Heroes*", die förmlich die ganze Wand einnahm, blieben viele stehen, um Selfies zu machen, einige ahmten dabei Bowies berühmte expressionistische Geste à la Erich Heckel nach.

Im Hintergrund liefen seine größten Hits, man erzählte sich gegenseitig Anekdoten, erinnerte sich an Gespräche und erfand nebenbei das ein oder andere. Einige von Bowies Freunden waren gekommen, aber auch viele Menschen, mit denen er zusammengearbeitet hatte. Etliche der anwesenden Gäste hätten nicht dort sein sollen, und einige

waren nicht dort, die es hätten sein sollen, aber so ist es nun mal bei einem Dinner der Londoner Gesellschaft.

Die Kunstwerke besaßen eine besondere Ausstrahlung, sie wirkten wie Beweisstücke – jedes von ihnen markierte einen Boxenstopp in Bowies Leben, jeder Kunstkauf war ein Punkt oder ein Ausrufezeichen, eine Geschichte. (Ein Großteil der Werke war über Jahre in einem Depot untergebracht gewesen. Bowie besaß neben Arbeiten von Außen-seitern und Surrealisten auch moderne afrikanische Kunst. Zu seiner Sammlung gehörten darüber hinaus die wichtigsten britischen Künstler des 20. Jahrhunderts, darunter Frank Auerbach. Über eines seiner opulenten Ölgemälde sagte Bowie einmal: «So, wie das aussieht, möchte ich mich anhören.») Stand man in diesen Räumen und ließ die außergewöhnliche Sammlung auf sich wirken, kam man nicht umhin, seinen Einfluss zu spüren, als hätte es noch einer weiteren Bestätigung seiner Größe bedurft, denn als Sammler schien er plötzlich bedeutender als all die Kinkerlitzchen, die hier ausgestellt waren. Bowie war ein Mensch, der nicht nur annähernd großartig war, sondern er war es tatsächlich – ein Autodidakt, der versucht hatte, sein ganz persönliches kulturelles Leben zu entwerfen und der schließlich eine der wichtigsten kulturellen Größen der letzten fünfzig Jahre erschaffen hat. David Bowie war seine eigene Schöpfung, sein höchsteigenes Kunstwerk.

Als wir am Tisch Platz nahmen, fiel mein Blick auf das Buch, das auf meinem Teller lag. Im September 2013 war die Ausstellung *David Bowie Is ...* in der Art Gallery of Ontario in Kanada eröffnet worden, anlässlich der die beiden Kuratoren Geoffrey Marsh und Victoria Broackes eine Liste mit 100 Büchern veröffentlicht hatten, die David Bowie gern gelesen hatte. Und bei Sotheby's lag nun eines davon auf meinem Platz: *McTeague*, Frank Norris' Erzählung über einen alkoholkranken Zahnarzt aus San Francisco. Die eindrückliche Darstellung eines Überlebenskampfes im urba-

nen Amerika der Jahrhundertwende war 1899 erschienen, und Bowie hatte sie irgendwann Ende der sechziger Jahre zum ersten Mal gelesen.

Jeder der einhundert Gäste hatte ein Buch von dieser Liste erhalten, meine direkten Sitznachbarn *The Outsiders* sowie *Der Seemann, der die See verriet*. Eine gelungene Überraschung und schöne Geste, die der Ausstellungseröffnung eine besondere Note verlieh. Während sich die Gäste an in Kaviarsalz und Gin gebeiztem Lachs sowie Karree vom Salzwiesenlamm und Filet Wellington erfreuten, überlegten offensichtlich einige von ihnen, ob es einen bestimmten Grund gab, aus dem sie jeweils genau das vor ihnen liegende Buch erhalten hatten. Tracey Emin fand auf ihrem Teller *Ignaz oder Die Verschwörung der Idioten* von John Kennedy Toole vor («etwas Lustiges», wie sie sagte), während der Filmproduzent Paul McGuinness mit *Der Fürst der Phantome* von Anthony Burgess bedacht wurde. Und auf dem Platz des Vorstandsvorsitzenden der HSBC-Bank lag *Madame Bovary*.

In den zahlreichen Reden, die an diesem Abend gehalten wurden, ging man auf Bowies grenzenlose Neugier und die Leidenschaft ein, mit der er für die Künstlerinnen und Künstler eingetreten war, deren Werke er gesammelt hatte. Neben Simon Hucker, dem Spezialisten bei Sotheby's für britische Kunst der Moderne und Nachkriegskunst, sprachen auch Frances Christie und Oliver Barker im Namen des Hauses. Bevor die Auktion schließlich begann, erwähnte auch Beth Greenacre, ab 2000 die Kuratorin von Bowies Sammlung, dass viele der Künstler «die Vergangenheit mit ihren etablierten Orthodoxien herausforderten», bemüht um die Entwicklung einer neuen Sprache. «Er hat es uns erlaubt, die Welt mit neuen Augen zu sehen, und genau das tun auch die Künstlerinnen und Künstler, die er sammelte», fuhr sie fort. Der *Financial Times* hatte sie einige Wochen zuvor gesagt: «[Die Arbeiten] haben etwas sehr

Englisches an sich, und genau das ist es, was David ausmachte: Egal wo er lebte, behielt er doch seinen Pass. Diese Bilder setzen sich zu einer Narration über ihn und seine Interessen zusammen. Er war ein Beobachter, und er war ein Historiker. Er schaute wirklich in die Vergangenheit zurück, um seine aktuelle Position verstehen zu können, und das taten diese Künstler ebenfalls.»

The Guardian zitierte Simon Hucker ungefähr zur selben Zeit mit der Aussage, dass Bowie sich von Künstlern angezogen gefühlt habe, zu denen er eine Verbindung spürte – häufig Außenseiter oder Flüchtlinge ihrer Kultur, die bemüht waren, mit ihrer eigenen Geschichte zu brechen. Wie der Junge aus dem Nachkriegs-Brixton, seinen Blick fest auf die Welt gerichtet. «Es läuft alles darauf hinaus, dass er sich wirklich dafür interessierte, wer er war», und so Hucker weiter, «in welcher Kultur er aufwuchs, die Welt seiner Eltern und die Welt seiner Kindheit.»

Diese Grundhaltung hallte bei Sotheby's nach. Eine Freundin von mir sagte: «Es ist irgendwie komisch, irgendwie seltsam. Wenn man sich all diese Sachen an den Wänden anschaut, dann sieht es einerseits so aus, als sei er überall gewesen, aber andererseits auch, als sei er nie fortgegangen. Sein ganzes Leben hängt hier.»

I make it a thing, when I gaze onstage to believe in myself,

I make it a thing, to glance in window panes and look pleased with myself.

David Bowie, «Candidate» (alt. Version), 1974

Einleitung

«Es ist wirklich wahr.» Jemand aus seinem Management bestätigte es, als ich dort an jenem Morgen anrief. «Wir haben es vor ungefähr einer Stunde erfahren, und wir sind kaum in der Lage weiterzuarbeiten. Er ist tatsächlich von uns gegangen.» Obwohl es gerade einmal 6.40 Uhr morgens war, wusste ich, dass ich nicht der erste Anrufer war. Seltsamerweise hatte ich dank einer mittlerweile recht veralteten Form der Kommunikation, nämlich per E-Mail, davon erfahren, da mir viele Freunde und Kollegen sowohl aus Großbritannien als auch den USA geschrieben hatten. Als ich meinen Instagram-Account checkte, quoll dieser von zahllosen Posts förmlich über, einschlägige Fotos begleitet von Kommentaren, in denen sich ehrliches Beileid und tiefempfundene Betroffenheit Bahn brachen.

Nur wenige Minuten später trafen die ersten Anfragen nach Nachrufen ein.

Augenscheinlich drehte sich alles um die schockierende Nachricht. Wenn Menschen, insbesondere berühmte Persönlichkeiten, sterben, sind die anderen in der Lage, sich irgendwie zu beschäftigen, sei es offen ihre Gefühle auszudrücken, sei es professionelle Hilfe anzubieten. Aber bei Bowie war es irgendwie anders, da ich nur wenige Menschen kannte, auf deren Leben er keinen Einfluss gehabt hatte.

Für mich, die Bowie-Generation, und die Menschen meiner Generation war sein Tod von größerer Tragweite als der von John Lennon. Natürlich lassen sich die beiden nicht vergleichen, aber bis heute fällt es mir schwer zu beschreiben, wie viel er mir bedeutet hat. Als er auf der Bildfläche erschien, war ich ein Teenager, und ich gehörte im Sommer 1972 zu den vielen Zuschauern seiner Performance von «Starman» bei *Top of the Pops*. Ich war einer von Millionen, deren Le-

ben er in diesem Alter, in dem man noch so leicht formbar ist, verändert hat.

Man kann gar nicht genug betonen, wie groß der Einfluss von David Bowie auf meine Generation war, nicht nur, was Musik und Mode anging, sondern auch im Hinblick darauf, wie wir uns in der Welt bewegt haben und bis heute bewegen. Ich weiß noch genau, wo ich mich aufhielt, als ich vom Tod John Lennons erfuhr, doch das Ableben von David Bowie wird mich ein Leben lang begleiten.

An dem Tag, als Bowies Tod bekannt wurde, war ich im Rahmen der Modemesse Men's Fashion Week im Victoria House in Holborn, und dort blieb im wahrsten Sinne des Wortes kein Auge trocken. Es würde sich anhören wie ein Klischee, wenn ich sage, dass sich alle irgendwie taub fühlten, doch Klischees gibt es aus einem einfachen Grund, weil sie der Wahrheit entsprechen. So gut wie alle Anwesenden schienen tief bewegt zu sein. Einige hatten sich in Bowie verliebt, als sie Teenager waren, andere hatten ihn erst vor kurzem für sich entdeckt und festgestellt, welch ein etablierter Künstler er war. Aber fast alle hatten eine Beziehung zu ihm und seiner Musik. Fast jede Modenschau verneigte sich an jenem Tag vor Bowie, in welcher Art auch immer. Und als ich einige Stunden später in Kensington Gardens zur Burberry-Show ging, dröhnte «Where Are We Now?», die melancholische Single seines Comebacks von 2013, durch den Park. Während ich auf den Beginn der Show wartete, bekam ich eine E-Mail von einem bekannten Musiker, auf den Bowie einen großen Einfluss ausgeübt hatte: «Was ungewöhnlich und wunderbar ist, und auch ein Maßstab für seine Größe, das ist die Tatsache, dass der allerletzte Song, mit dem David uns beschenkte, eines seiner größten Lieder ist.» Er bezog sich auf einen Song auf *Blackstar*, dem letzten Album von Bowie, das eine Woche zuvor an seinem Geburtstag veröffentlicht worden war. «Er platzierte den wahrscheinlich besten Song auf *Blackstar* (dessen Cover,

rückblickend betrachtet, Trauer zu tragen scheint, was einem geradezu die Tränen in die Augen treibt) am Ende des Albums. «I Can't Give Everything Away», singt er dort. Ein Künstler bis zum Schluss. Wir alle sind David Bowie.»

Ich lernte Bowie ein wenig kennen, und im Gegensatz zu vielen berühmten Menschen, die etwas an Glanz einbüßen, wenn man sie persönlich trifft, war Bowie, als ich ihn traf, noch faszinierender, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Denn seine Neugier und Obsession mit «dem Neuen» schien wirklich echt zu sein.

Das erste Mal, dass wir uns trafen, war 1982, als er mich um Feuer für seine Marlboro bat. Ich arbeitete als Komparse bei dem furchtbaren Vampirfilm *Begierde* mit Bowie und Catherine Deneuve in den Hauptrollen. Meine Aufgabe war es, eine Metalltreppe in einem unterirdischen Nachtclub für Schwule und Lesben hoch- und runterzulaufen, während «Bela Lugosi's Dead» von Bauhaus aus den Lautsprechern dröhnte. Für einen 21-jährigen leidenschaftlichen Fan von Bowie ging da ein Traum in Erfüllung. Diese Begegnung war der Anfang einer mehr als seltsamen Beziehung, die über dreißig Jahre halten sollte. Im Sommer vor seinem Tod kam ich ein letztes Mal mit Bowie in Berührung, wenn man so will. Dabei war es kaum mehr als ein zufälliges Zusammentreffen mit den Verwaltern des Hotels, in dem Bowie wohnte, während sein Haus im Bundesstaat New York im Bau war. Ich würde mich des Vertrauensbruchs schuldig machen, würde ich wiedergeben, was sie mir erzählten, aber allem Anschein nach hatte Bowie seinen Charme nicht ansatzweise eingebüßt.

Er war für die siebziger Jahre, was die Beatles für die Sechziger waren, doch sein Einfluss wirkt bis heute in einem Maße nach, der allen Bemühungen zum Trotz kaum zu fassen ist.

Wie viele andere wusste auch ich, dass er krank war, aber nicht, wie schlimm es tatsächlich um ihn stand. Wir hat-

ten Jahrzehnte in Kontakt gestanden, bis er vor etwa zehn Jahren erkrankte – eingeläutet von einigen aufeinanderfolgenden Herzinfarkten – und er aus meinem Blickfeld verschwand. Ich wusste, dass er eine riesige Wohnung in New York City besaß, ich kannte die Leute, die ihm das Haus in Woodstock verkauft hatten, und ich war sowohl mit seinem persönlichen Sprecher als auch mit seiner Agentur extrem gut bekannt. Dennoch fand in der letzten Zeit jegliche Kommunikation über Dritte statt, als habe er sich von der Welt abgewandt.

Jeder, der mit diesem Mann aufgewachsen ist, wird es nur zu gut kennen, dass Bowie einen bestürzte, nervte oder gelegentlich enttäuschte, doch trotz allem übte er auf mich immer eine enorme Faszination aus.

Auf gewisse Weise war er mein persönlicher Superheld, und vielleicht war er auch Ihrer.

Selbst als er schon krank war, behielt er diejenigen, die ihn umgaben, fast peinlich genau im Auge, insbesondere wenn sie über ihn schrieben. Vor einigen Jahren veröffentlichte ich ein Buch über Bowies Auftritt bei *Top of the Pops* 1972. Es handelt sich um einen ausführlichen und detaillierten Essay, in dem ich versuche, anhand dieser vier kurzen Minuten einer TV-Sendung ein Bild der siebziger Jahre zu entwerfen. Für die Nutzung bestimmter Bilder bedurfte es diverser Einwilligungen von Bowie, und nach Wochen erteilte er mir schließlich die Erlaubnis. Allerdings fügte ich in dem Buch einige Einzelheiten hinzu, von denen ich wusste, dass sie nicht zutrafen, von der Beschreibung der Garderoben bei der BBC über ein paar Zitate bis hin zu einigen Kostümwechsellern, die frei erfunden waren (schließlich hatte ich sie mir selbst ausgedacht). Ich tat das in der Hoffnung, er möge mir widersprechen und damit zusätzliches Material für das Buch liefern. Vielleicht war das arrogant, weil ich mir einbildete, er würde das Manuskript wirklich lesen. Andererseits war mir bewusst, dass er über die Macht ver-

fügte, mir den Abdruck dieser Bilder zu untersagen. Doch Bowie blieb stumm wie ein Fisch: Auch wenn er das Buch stillschweigend billigte, war es ihm lieber, einen Mythos in den Druck gehen zu lassen.

Bowie, wie er leibte und lebte.

Tatsächlich bestand seine gesamte berufliche Karriere – auf brillante Weise – aus Mythen, Legenden und Erfindungen. Gegen Ende meines ersten Bowie-Buchs besuchte ich meinen Vater in Cheltenham (wie sich herausstellten sollte, war es das letzte bedeutungsvolle Treffen vor seinem Tod). Er fragte mich, an was ich arbeitete, und ich erzählte ihm von Bowies außergewöhnlichem Auftritt bei *Top of the Pops* und wie er damit eine ganze Generation von Musik- und Modefans beeinflusst hatte. Als mein Vater nach den Gründen fragte, betete ich die verschiedenen Aspekte seines Auftritts herunter, die so inspirierend, so provokant und so grenzüberschreitend waren. Ich beschrieb, wie Bowie seinem Gitarristen Mick Ronson gegenüber sexuelle Anspielungen machte, sowie die Art und Weise, wie er dank seines Kostüms zu einem pansexuellen Astronauten in einem quietschbunten Overall mit knallroten Haaren wurde. Wie er über die Bühne stolzierte wie eine Filmdiva aus den zwanziger Jahren und in seinem exaltierten Aufzug und dem allgemeinen Glam-Farben-Spektakel die Sendung quasi zu seiner machte. Ich erläuterte, dass dies der Moment gewesen sei, in dem die siebziger Jahre die sechziger abgelöst hätten, während die Schwarzweißwelt des unglaublich langweiligen Südostenglands in einem Farbfeuerwerk explodierte.

Mein Vater sah auf den Boden, hielt einen Moment inne und fragte dann sehr leise: «Du weißt schon, dass wir einen Schwarzweißfernseher hatten, oder?»

1.

Living in lies by the railway line

1947-1969

Er gehörte der Nachkriegsgeneration an und kam 1947 in London zur Welt. Dieser Junge war Teil einer neuen Welt, zwei Jahre, nachdem die alte ihr Ende gefunden hatte. Ein Londoner Baby. Bevor er ins Umland vertrieben wurde, ging er in Brixton zur Schule. Bereits in jungen Jahren wusste er, dass er größer sein wollte als er in Wirklichkeit war, er wollte ein noch größerer Mann sein. Als er seinen Job in einer Werbeagentur anfang, glaubte er, den Durchbruch geschafft zu haben, doch er hatte keine Ahnung, was noch alles kommen sollte. Zu Beginn tastete er sich voran: Er spielte bei den Kon-Rads, den King Bees, den Mannish Boys, nannte seine Bands David Jones and the Buzz, Davey Jones and the Lower Third, Feathers, Hype - aber er hatte keinen Schimmer, was ihn an der Zielgeraden erwartete.

David Jones kam am 8. Januar 1947 in Brixton, 40 Stansfield Road, als Sohn einer Kino-Platzanweiserin und eines Werbebeauftragten bei Barnardo's, einer Kinderhilfsorganisation, zur Welt. Dort lebte David bis zu seinem sechsten Lebensjahr, als seine Eltern weiter hinaus nach Bromley in Kent zogen. Während die Familie seines Vaters der Mittelschicht angehörte, stammte seine Mutter aus einer mittellosen Arbeiterfamilie. David erwähnte häufiger, über ihrer Familie hänge eine dunkle Wolke - etliche Verwandte mütterlicherseits litten unter psychischen Krankheiten. In schwachen Momenten oder wenn er diesen Aspekt seiner Kindheit hervorheben wollte, berichtete David davon, dass

sich zwei oder drei seiner Tanten «tragischerweise» das Leben genommen hatten. Ihm zufolge war das etwas, was er ständig hörte, während er aufwuchs: So-und-so ist von uns gegangen. Einmal sagte er: «Ich nehme an, dass die meisten von uns ein Leben lang zumindest mit der Realität gefochten haben. Ich glaube, das Größte und Sinnvollste, das ich je gelernt habe, verdanke ich [seinem älteren Halbbruder] Terry. Er brachte mir einfach die außergewöhnlichen Dinge nahe. Das erste einschneidende Erlebnis, an das ich mich erinnere, war, als er mir Jack Kerouacs *On the Road* gab. Das hat mein Leben wirklich verändert. Durch ihn lernte ich auch Leute wie John Coltrane kennen. Die Musik war zwar viel zu hoch für mich, aber ich erkannte die Magie und begeisterte mich auch deswegen für sie, weil er so enthusiastisch war. Und irgendwie wünschte ich mir, zu sein wie er.» Terry - der ausgewiesene Kenner des Cool Jazz - ließ schon früh erahnen, dass seine Lebensuhr unaufhaltsam einem verfrühten Ableben entgegenticke. Was die Schwestern seiner Mutter angeht, wurde bei seiner Tante Vivienne Schizophrenie diagnostiziert, während seine Tante Una mit Ende dreißig starb, nachdem sie zeitweise in der Psychiatrie untergebracht gewesen war und sich einer Elektroschock-Behandlung hatte unterziehen müssen, und bei seiner Tante Nora sogar eine Lobotomie vorgenommen wurde, und zwar aufgrund ihrer «schwachen Nerven».

David Bowie: Ich hatte eine sehr glückliche Kindheit, da war wirklich alles in Ordnung. Ich war einsam, aber es fehlte mir an nichts, und hungern musste ich schon gar nicht. In meiner Umgebung habe ich aber sehr wohl Menschen gesehen, die unter Mangel litten, und einige Kinder kamen in Schuhen zur Schule, die auseinanderfielen. Einige von ihnen sahen wie Straßenkinder aus. Das hat einen starken Eindruck bei mir hinterlassen, ich wollte niemals Hunger

haben oder mich am falschen Ende der sozialen Leiter wiederfinden.

Kristina Amadeus (Davids Cousine): Davids Eltern, besonders sein Vater «John» Jones, haben ihn von klein auf gefördert. Seine Mutter Peggy hat viel von unserem verstorbenen Großvater erzählt, der in der Armee Kapellmeister gewesen war und verschiedene Blasinstrumente gespielt hatte. Noch bevor er ins Teenageralter kam, hat David schon Instrumente geschenkt bekommen. Zu den ersten zählten ein Saxophon aus Plastik, eine Blechgitarre sowie ein Xylophon. Außerdem hatte er schon einen eigenen Plattenspieler, als die meisten anderen Kinder nur davon träumen konnten. Mit elf tanzten wir zu Bill Haley, Fats Domino und Elvis Presley wie besessene Elfen. Sein Vater ging mit ihm zu den Proben für die Royal Variety Performance und stellte ihm die Sänger und Künstler vor. Ich erinnere mich daran, dass David Ende der fünfziger Jahre schon Dave King, Alma Cogan und Tommy Steele die Hand geschüttelt hatte. «Mein Sohn wird auch einmal ein Künstler», sagte sein Vater, «nicht wahr, David?» – «Ja, Daddy», quiekte David dann in seiner hohen Kinderstimme, und er wurde knallrot vor lauter Stolz. Obwohl es Onkel John nicht vergönnt war, Davids Erfolg mitzuerleben, war er doch davon überzeugt, dass es einmal so kommen würde.

Wendy Leigh (Biographin): David wuchs als verwöhntes und privilegiertes Kind auf. Er war nicht im Entferntesten ein Held der Arbeiterklasse. Genau genommen führte er ein recht normales Leben in der Vorstadt, selbst wenn es sich dabei um Brixton im Süden Londons handelte. Sein Vater war PR-Abteilungsleiter bei Dr. Barnardo's, daher war David von klein auf an Präsentationen und Aufführungen gewöhnt, denn sein Vater nahm ihn immer zu den ganzen Shows mit. Er stellte ihm die Prominenten vor. Und David lernte,

sich zu präsentieren, sich gut zu verkaufen. Kaum jemand spricht über die Tatsache, dass er von seinem Vater stark beeinflusst worden ist, dem die aufregende Welt da draußen offenstand. Als Künstler muss man die Kunst der Verführung beherrschen, und das lernte David von Kindesbeinen an. Sein Vater war ihm sehr zugewandt. Er zeigte ihm, wie man vorankommt, wie man andere becirt und er lehrte ihn die hohe Schule des Nettseins.

George Underwood (Freund aus Kindertagen): Sein Vater war reizend, ein wirklich netter, sanfter Mann. Seine Mutter, nun, nicht einmal David mochte seine Mutter. Es war schwer, mit ihr klarzukommen. Sie war sehr abweisend. Sehr für sich. Ich glaube, das ist auch der Grund, warum er gern zu uns kam, denn meine Eltern waren ganz anders: «Hallo, David, möchtest du auch einen Tee, David?» Meine Eltern hatten gern Besuch, während das bei ihm zu Hause überhaupt nicht gern gesehen war. Mrs. Jones hat kaum mit mir gesprochen. Ich weiß nicht, woran das lag, aber sie war nie fröhlich. Immer hat sie David das Leben schwergemacht.

David Arden (Manager): Ich bin zu ungefähr derselben Zeit wie David Bowie in Brixton groß geworden. Gemeinhin hält man Brixton für eine raue Gegend, aber das war es nicht, es war eigentlich ganz nett, und es lebten viele Künstler dort. Die Hälfte der Immobilien gehörten Winifred Atwell, einer Pianistin, die aus Trinidad stammte. Die Häuser, die sie als Investition gekauft hatte, vermietete sie an Künstler aus dem Varietétheater und an Leute aus der Unterhaltungsbranche. Nur ein paar Straßen von meinem Zuhause entfernt lebte John Major, dessen Vater Akrobat und Jongleur war. Später hat sich die Gegend dann zum Schlechteren verändert, aber zu der Zeit, als wir dort aufwuchsen, lebten dort viele Künstler und Kunsthandwerker. Wenn man zur damaligen Zeit Künstler in London war, sei es im Varietétheater

oder in einer Music Hall, also irgendwie von der Unterhaltung lebte, dann wohnte man dort. Entsprechend wuchs Bowie in dieser sehr künstlerisch geprägten Umgebung auf. So gesehen war es ein pulsierender, lebendiger Vorort. David war mehr als ein Darsteller oder Singer-Songwriter, er war Künstler, und das lag daran, wo er aufgewachsen war. In den Arkaden von Brixton, die sich unter den Eisenbahnbögen befanden, kaufte ich meine Reggae- und Jazzplatten – wie David auch. Bei uns zu Hause kamen ständig Leute aus der Nachbarschaft zum Abendessen, und alle waren sie im Showgeschäft, Dickie Henderson, zum Beispiel. Es gab auch jede Menge Veranstaltungsorte, die Gegend lebte von den Leuten, die dort wohnten. Es ist also nicht weiter überraschend, dass aus ihm das geworden ist, was er ist.

Anne Briggs (Nachbarin): Als Kinder lebten wir eine Zeitlang in Clapham, im Süden Londons, und gingen regelmäßig auf den Markt in Brixton. Dort gab es Stände mit allem Möglichen. Händler und Höker verkauften farbenprächtige Kleidung, die nur die nach Brixton Zugezogenen trugen, frische Früchte, die auf glänzendem grasgrünem Tuch ausgebreitet lagen, sowie alle möglichen Gemüsesorten. Einige der Marktschreier hatten so lustige Verkaufssprüche drauf, dass die Leute allein deswegen stehen blieben und hin und wieder dazwischenriefen. Es gab Händler aus der Karibik, die exotisches Gemüse und Obst verkauften und die Passanten in ihrem trällernden Singsang aufforderten zu probieren. Dann waren da noch die Straßenkünstler – immer in Begleitung ihrer Promoter –, die entweder Musik machten oder die Zuschauer mit ihrer Gelenkigkeit in Staunen versetzten. Neben Jongleuren traten dort auch Schwertschlucke auf, die mit ihrem ständigen Gerede die Menge anlockten. Neben Verkaufsständen, die in weiße Tücher gehüllt waren und bei denen es kleine Dosen Aal in Aspik zu kaufen gab, standen Behälter, in denen sich lebendige Aale im

trüben Wasser ringelten – wahrscheinlich um zu beweisen, dass sie frisch waren. Muscheln, Strandschnecken und Garnelen wurden noch mit den alten Maßkrügen abgemessen. Und wieder woanders stapelten sich Pillen und Salben zum Verkauf, die alles Mögliche heilen sollten. Beugten wir uns hinab, um die Aufschrift auf den Verpackungen zu entziffern, wurden wir schnell weggezogen.

Geoff MacCormack (Freund aus Kindertagen): David lernte ich kennen, als ich sieben Jahre alt war. Wir gingen auf die Burnt Ash Primary School, nachdem David nach Bromley gezogen war. Unsere Uniformen waren braun. George Underwood kannte ich schon, seitdem ich vier war, weil wir zusammen in den Kindergarten und zur Vorschule der St. Mary's Church gegangen waren. Mit David war ich gemeinsam bei den Pfadfindern und im Chor. Uns verband die Musik, wir beide liebten Rock and Roll, und als wir älter wurden, hörten wir mit Begeisterung Little Richard. Das Land, in dem wir aufwuchsen, war noch ziemlich runtergekommen, bis in die fünfziger Jahre hinein gab es noch Rationierungen. Auf dem Schulweg kam man an ausgebombten Häusern vorbei. Die Musik war schlecht, es gab kein vernünftiges Essen und alles war grau in grau ... Als dann die US-amerikanische Musik aufkam, änderte das einfach alles. Davids Vater sammelte Spenden mit Hilfe der Stars der damaligen Zeit, Leuten wie Dickie Henderson und Tommy Steele.

Ursprünglich habe ich geglaubt, David sei ein Einzelkind, denn es war immer nur er im Haus. Viel später habe ich dann erfahren, dass er auch noch einen Bruder hatte. Doch darüber sprachen wir nie. Ich glaube, wir hatten gewissermaßen eine stumme Übereinkunft, denn ich hatte auch einen Bruder, der früh aus dem Haus gegangen war, um in die Armee einzutreten. Er lebte dann im Ausland und verschwand eben auch aus meinem Leben. Im Grunde war

es also fast so eine Spiegel-Geschichte. Mit seinem Vater hatte David ein gutes Verhältnis, und dieser war auch immer recht großzügig. Er kaufte David viele Schallplatten, und er bekam ja auch dank seiner Tätigkeit immer eine Menge Platten. Sein Vater hatte Zugang zu Musik aus den USA, die wir noch nie zuvor gehört hatten und die auch der Großteil Englands noch nie zu Ohren bekommen hatte. Der Großteil der Rock-and-Roll-Musik, die man in England hörte, waren Einspielungen von britischen Musikern für Labels wie Embassy. Die Platten kauften wir bei Woolworths. Dass wir mal das unverfälschte Original zu hören bekamen, kam nicht allzu oft vor, und das genossen wir sehr. David hatte «Blueberry Hill» von Fats Domino, als die Platte herauskam, und auch «Hound Dog» von Elvis Presley. Er hatte sogar «I Put a Spell on You» von Screamin' Jay Hawkins, obwohl seine Mutter ihm verbot, die zu Hause abzuspielen, da sie der Meinung war, es sei Teufelsmusik - und ganz so falsch lag sie damit gar nicht, würde ich mal sagen. Unser absolutes Lieblingslied war «I am Not a Juvenile Delinquent» von Frankie Lymon & the Teenagers. Als *The Next Day* von ihm erschien, sagte ich David, wie toll ich es fand, aber er gab tatsächlich nur lakonisch zurück: «Es ist nicht «I'm Not a Juvenile Delinquent», aber es ist schon okay.» Ich erinnere mich daran, dass er mir mal ein paar Platten auslieh, die ich zu Hause auf dem Fensterbrett im Esszimmer abstellte, wo sie allerdings in der Sonne schmolzen. Er war wirklich zutiefst erschüttert, als ich sie ihm zurückgab. Vor ungefähr sieben Jahren fielen mir einige 78er-Schellackplatten in die Hände, darunter auch Frankie Lymon und «Hound Dog». Ich ließ dafür eine Box anfertigen und schickte sie David.

Wir hatten viel Spaß zusammen, unsere Beziehung bestand aus Dummheiten und Albernheiten. So ist es immer gewesen, wir sorgten einfach dafür, dass wir den anderen zum Lachen brachten. Also ist es mir nie eingefallen, ihm

Fragen bezüglich seiner Familie zu stellen, das erschien mir zudringlich. Und darum ging es bei uns nicht. Er hat mich eben auch nie nach meiner Familie gefragt. Wir vertrauten einander ohne Vorbehalte. Aber David war der geborene Performer, das trieb ihn an, sein Ehrgeiz. Er hatte das Bedürfnis, sich auszudrücken. Als wir auf unterschiedliche Schulen gingen, entfernten wir uns eine Zeitlang voneinander. George und David waren Kunsthochschul-Typen, während ich auf die Hauptschule ging. Ich war ein Mod. Häufig fuhr ich ins West End, besorgte mir dort ein paar «Purple Hearts», Aufputzmittel, und ging anschließend ins Scene, Flamingo oder Discotheque. George und David waren, was das angeht, echte Außenseiter, sie gingen in Jazzclubs. Wir hatten zwar immer losen Kontakt, aber der wurde wieder enger, als wir dann in den sechziger Jahren beide in die Nähe von South Kensington zogen. Ich würde unser Auftreten von damals als pseudofranzösisch bezeichnen: Wir trugen Hosen mit Aufschlag, Brogue-Schuhe und fuhren Mofas mit einem kleinen Motor am Vorderrad.

David Bowie: Meine Cousine Kristina war ein riesiger Fats-Domino-Fan, und sie hatte «Blueberry Hill» von ihm. Ich hatte «Hound Dog» von Elvis Presley, und wir tauschten die Platten, weil ich ihre besser fand. Was ich so gern daran mochte, war, dass ich den Text nicht verstand, das hat mich wirklich beeindruckt – da gab es irgendwelche geheimen Informationen, die mir verborgen blieben. Das ist etwas, das mir bis heute wichtig geblieben ist. Mehr als alles andere beeindruckte mich [Little Richards] Saxophon-Besetzung im Hintergrund. Bisher hatte ich Saxophon nur auf den Jazzplatten meines Bruders gehört, und das war mir zu kompliziert.

Schon immer war ich ziemlich eitel. Ich hatte eine große Schwäche für Kleidung, ich glaube, sie war für mich ein Weg, zu zeigen, dass ich Persönlichkeit hatte. Wobei ich mir

da gar nicht so sicher war. Trägt man eine bestimmte Art Kleidung, geht damit automatisch Persönlichkeit einher, die Tracht verkündet den Mann. Als ich mal [nach London] hochfuhr, war da im Zug ein Typ, der hatte Make-up aufgelegt, und er war ein Mod. Mit seinem Lidschatten sah er eigenartig aus, aber ich mochte das. Eine meiner deutlichsten Erinnerungen an den Marquee Club Mitte der sechziger Jahre ist, dass ich ständig eine Erektion hatte, weil da ständig so viele phantastische Mädchen aus ganz Europa hinkamen. All diese Mädchen aus Schweden kamen nach London, um einen der R&B-Stars kennenzulernen. Also ließ man sich die Haare lang wachsen, um als Keith Relf von den Yardbirds durchzugehen. Ich sah Keith Relf um einiges ähnlicher als Brian Jones. Jedenfalls hing ich ein paarmal mit Jones rum, und der war zu klein und zu dick.

Kristina Amadeus: Ich kann mich nicht daran erinnern, dass er sich darüber Gedanken machte, aus der unteren Mittelschicht zu kommen. Sein Vater stammte aus einer recht wohlhabenden Familie, die an der Public Benefit Boot Company beteiligt war. Er ging auf eine gute staatliche Schule und erbte später Geld, als er volljährig wurde. Davids Großvater kam gegen Ende des Ersten Weltkriegs um, und seine Frau starb ein Jahr darauf, daher erbte John von beiden Eltern und von seinem Großvater. Trotzdem legte David sich, wie Jagger auch, zeitweise einen Cockney-Akzent zu, als das modern wurde.

David Bowie: Elvis verfügte über diese Choreographie. Er hatte eine Art, die Welt zu betrachten, die einmalig war, total naiv, und sie bot sich geradezu als Blaupause an. Wer wollte nicht Elvis kopieren? Elvis hatte es einfach drauf. Es war nicht nur die Musik, die interessant war, sondern auch alles andere. Und von all diesem anderen hatte er eine ganze Menge. (Einmal kamen unsere beiden Managements ins

Gespräch: Ich sollte Elvis kennenlernen und vielleicht als Komponist und Produzent mit ihm zusammenarbeiten, doch daraus ist nie etwas geworden. Ich hätte so gern mit ihm zusammengearbeitet. Gott, das hätte ich einfach nur großartig gefunden! Einmal bekam ich eine Nachricht von ihm: «Viel Glück und viel Spaß auf der Tour.»)

George Underwood: Damals war ich neun, und ich meldete mich in Bromley bei den Pfadfindern an, beim 18th Bromley Cub Pack, und am selben Tag meldete sich David auch an. Er hatte bis zu seinem sechsten Lebensjahr in Brixton gelebt, in der Nähe von Stockwell. Das heißt, er war erst seit ein paar Jahren in der Gegend. Sofort haben wir angefangen, uns auszutauschen, meistens über Musik: Was wir im Radio hörten, wie wir Lonnie Donegan fanden usw. Mit den Pfadfindern fuhren wir nach Bognor Regis zum Zelten und dann zur Isle of Wight. David hatte seinen Teekistenbass eingepackt, und ich hatte meine Ukulele dabei. Das war unser erster öffentlicher Auftritt, am Lagerfeuer. Nicht weit von uns entfernt gab es ein Café mit einer Jukebox. Die hatte «Tom Hark», das war damals Nummer eins, und von den Everly Brothers «All I Have to Do Is Dream». Ich erinnere mich daran, dass wir dazu gespielt und gesungen haben. Dann gingen wir beide nach den Prüfungen auf die Bromley Technical High School. Eines Tages fragte mich David, ob ich mit zu Cisco Kid kommen wolle. Sein Vater organisierte Veranstaltungen für Kinder und hatte Cisco Kid gebucht. Zu jener Zeit war er dank seiner Fernsehrolle als Cowboy recht berühmt, und dann kam er auch noch aus den USA, was ihm schon mal per se großes Ansehen verlieh. Alles, was aus den USA kam, fanden David und ich toll, allem voran die Musik. Also gingen wir hin. Er kam in großer Aufmerksamkeit, in einem schwarz-silbernen Outfit. Sein echter Name lautete Duncan Renaldo, und er hatte einen Partner, so einen kleinen, untersetzten Typen, der ihm überallhin folg-

te. Der hieß Leo Carrillo, war zwanzig Jahre älter als er und spielte die Rolle des Pancho. Nachdem wir uns eine Weile mit Cisco Kid unterhalten hatten, lehnte er sich zu uns hinunter und flüsterte in einem starken mexikanischen Akzent: «Er ist der echte Cisco Kid.» Uns war klar, dass diese Figur nur ausgedacht war, aber irgendwie blieb das hängen.

David richtete sogar einen Brief an die US-amerikanische Botschaft, in dem er betonte, wie sehr er die amerikanische Kultur und American Football schätzte, und ob man ihn nicht darüber informieren könnte, wenn irgendwas Interessantes in London angeboten würde. American Football fand er wirklich toll. Tatsächlich konnte David innerhalb kürzester Zeit in einem Thema zum Experten werden, nur um sich dann einige Wochen später wieder ab- und einer völlig neuen Sache zuzuwenden. Er erhielt jedenfalls eine Einladung in die Botschaft und fragte, ob ich mitkommen wolle. Sie übergaben ihm eine komplette Footballausstattung: Schulterpolster, Helm und Ball. Dann wurden wir für die *Bromley & Kentish Times* fotografiert. David fand das alles großartig. Darüber hinaus machten wir bei den Bluejays mit, einem Baseball-Team, das sich im Beckenham Place Park traf. All das Drumherum, das Verkleiden – David liebte es. Er konnte sich Hals über Kopf in solche Liebhabereien stürzen, und das war eine davon.

Mein erstes Konzert war Buddy Holly and the Crickets im Elephant & Castle Trocadero, dem größten Kino in England. Das Konzert fand am 1. März 1958 statt, es war der Auftakt der Tour. Ich glaube, David war ein bisschen neidisch, dass ich da war. Ich holte mir Autogramme von Buddy Holly und dem Rest der Band. Am nächsten Tag brachte ich sie stolz wie Oskar mit zur Schule, aber David fand das überhaupt nicht gut. Er war eher Little-Richard-Fan, und außerdem passte es ihm nicht, dass ich der Erste war, der ein Konzert besucht hatte. Ich erinnere mich daran, dass ich meiner Mutter beim Nachhausekommen sagte, es sei

der schönste Tag in meinem Leben gewesen. «Möchtest du noch eine Tasse Tee, bevor du ins Bett gehst?», gab sie zurück. Als Buddy Holly im darauffolgenden Februar verstarb, wollte ich nicht in die Schule gehen, weil es mich so mitnahm. David und ein Junge namens Peter Hamilton legten zusammen und kauften mir einen Schokoriegel, um mich zu trösten.

Ein bisschen später sind wir dann zusammen auf ein Konzert von Little Richard gegangen. Das fand, glaube ich, im Woolwich Granada statt. Sam Cooke spielte an diesem Abend auch. Im Publikum befand sich auch noch Gene Vincent, der aber aufgrund vertraglicher Absprachen nicht auf die Bühne durfte. Sounds Incorporated spielte als Band für alle Künstler, und irgendwann trat der Moderator auf die Bühne und kündigte an: «Wir haben heute Abend einen unerwarteten Gast hier, und er wird nun herauskommen und für uns einen Song spielen, also begrüßen Sie bitte Mr. Gene Vincent!» Da stand er also seitlich am Bühnenrand und sang «Be-Bop-a-Lula». Als Little Richard spielte, fürchteten wir, er erleide gerade einen Herzinfarkt. Wir saßen in der sechsten oder siebten Reihe und waren wirklich nahe an der Bühne und konnten alles sehen. Er machte diese wilde Sache, bei der er auf diesem weißen Flügel stand, sich ans Herz griff und ein Stöhnen von sich gab. David und ich sahen uns an und fragten uns, was da los war. Wir dachten wirklich, wir müssten mit ansehen, wie Little Richard stirbt. David neigte dazu, die Dinge zu übertreiben, und er fing an zu wiederholen, dass Little Richard gleich sterben werde. Schließlich fiel dieser tatsächlich zu Boden, sein Mikrophon lag direkt neben ihm. Als Nächstes kam der Moderator und fragte, ob ein Arzt im Publikum anwesend sei. Dann sahen wir, dass alle Musiker an ihre Instrumente zurückkehrten, und plötzlich hob Little Richard den Kopf und rief «Awopbopalooobop Alopbamboom!» - und das Publikum drehte durch. David war sichtlich geplättet, und of-

fensichtlich hat er das nie vergessen. Was für eine Bühnenkunst. David liebte solche Skurrilitäten und schrägen Nummern, er mochte Menschen, die irgendwie anders waren. Wer sonst, bitte schön, hätte Legendary Stardust Cowboy toll gefunden?

Ich kaufte mir eine elektrische Gitarre und fing an zu spielen. Gemeinsam mit einem Bekannten war ich in einer kleinen Band in Orpington. Und das weckte Davids Interesse, die ganze Zeit sprachen wir darüber. In der Schule haben wir immer gesungen, zweistimmig und was nicht alles. In den Regenspausen, wenn wir im Gebäude bleiben mussten, holten wir sofort unsere Gitarren hervor und fingen an zu singen. Peter Frampton machte auch mit. Er war zwar erst in der ersten Jahrgangsstufe und wir in der fünften, aber er war gut. Zu dieser Zeit habe ich David mal ein blaues Auge geschlagen, kurz vor seinem 15. Geburtstag. Wir mochten damals dasselbe Mädchen, Carol Goldsmith, und ich lud sie auf eine Party ein, auf der David sich komplett volllaufen ließ, während ich nüchtern blieb. Ich bat Carol um eine Verabredung, und sie sagte zu: «Ja, nächsten Mittwoch im Jugendclub.» David hatte ein ausgeprägtes Konkurrenzdenken, und er war stinkwütend. Am nächsten Tag rief er mich an: «Sie will gar nicht mit dir ausgehen, hat sie mich gebeten, dir zu sagen.» Ich dachte: Na gut, dann eben nicht, ging aber trotzdem hin. Dort angekommen, erzählte mir dann ein anderer Freund: «Du bist zu spät dran, Carol hat auf dich gewartet, inzwischen ist sie aber schon wieder gegangen.» Davids Anruf war totaler Unsinn gewesen, und als ich ihn später damit angeben hörte, dass er sich mit ihr davongemacht hatte, sah ich rot. Ich schlug ihn. Erst eine Woche später habe ich davon erfahren, dass er deswegen ins Krankenhaus musste. Ich ging also zu ihm und sagte: «Es lohnt sich nicht, sich um ein Mädchen zu streiten.» Und wir blieben Freunde.

Kurz bevor wir die Schule verließen, hatten wir eine Berufsberatung. Wir stellten uns in einer Reihe auf, und die Dame fragte uns, was wir nach der Schule werden wollten. Die einen sagten: «Na ja, ich werde in der Firma meines Vaters arbeiten», die anderen wollten Busfahrer oder so werden. Direkt vor mir stand David in der Schlange, der besagter Frau erklärte: «Ich möchte Saxophonist in einem Modern-Jazz-Quartett werden.» Ich musste laut loslachen.

David Bowie: Die ersten musikalischen Einflüsse, an die ich mich erinnern kann, waren Ska und Blue Beat, diese Art Musik. Ich hatte einen Bruder, einen Halbbruder, Terry, der Jazz- und Soulfan war. Er brachte Alben von Tony Bennett, seinem Lieblingsmusiker, nach Hause. Terry war immer der Meinung, dass Tony Bennett besser als Frank Sinatra sei; ich glaube, er könnte tatsächlich recht gehabt haben. Im Rückblick muss ich sagen, dass Bennett ein ziemlicher Meister seines Fachs war. [Rock and Roll] stand definitiv für einen bestimmten Lebensstil, ebenso wie die Kinofilme mit James Dean, Montgomery Clift und Brando sowie Kleidung, die Flecken hatte - so etwas sah man damals in England nicht allzu oft. Es war eine neue Art Sprache oder Kultur, und der einzige Weg, wie man zu jener Zeit da rankommen konnte, war, entweder Radio Luxemburg oder das American Forces Network [AFN] zu hören. Das hörte man quasi unter der Bettdecke, um einmal in der Woche die Top Ten mitzubekommen. Man hatte fast das Gefühl, dass [solche Musik, A. d. Ü.] rationiert wurde, es sei denn, man fand ein Café mit einer Jukebox, die diese Lieder enthielt. Wenn man das Gefühl hat, dass man über geheime Informationen verfügt, dann wird das schnell eine ganz persönliche Sache. Also war Little Richard eigentlich deswegen meine Nummer eins, weil er der Erste war, den ich live gesehen habe. Auf mein beharrliches Drängen hin ging meine Mutter mit mir in den Film *Jukebox Jamboree*, wie er bei uns hieß. Er

hatte darin einen Song und einen weiteren in *Rock! Rock! Rock!*. Am meisten beeindruckte mich die Saxophon-Besetzung im Hintergrund, denn ich kannte das Saxophon nur von den Jazz-Platten meines Bruders, und das war mir zu hoch. Ich verstand es nicht so richtig, aber wenn ich hörte, wie es geradezu pumpte, dann war ich irgendwie ... Na, jedenfalls führte das dazu, dass ich meinen Vater fragte, ob er mir Geld leihen würde, um mir ein Saxophon kaufen zu können. Er kaufte mir eines, und ich zahlte es ihm von meinem Taschengeld zurück. Ich fing also notgedrungen an, samstags Fleisch auszuliefern, um es ihm irgendwann zurückzahlen zu können, was ich schließlich mehr als widerwillig tat.

Peter Frampton (Freund aus Kindertagen): Ich hatte Dave eigentlich schon in dem Jahr gesehen, bevor ich 1961 auf die Bromley Technical High School wechselte. Er spielte in einer Band, den Kon-Rads, Saxophon und sang. Im Prinzip war er der Frontmann. Sie traten bei kleineren Anlässen auf, etwa bei Schulfesten oder bei Open-Air-Festen, um Spenden für die Schule oder den Tierschutz oder was auch immer zu sammeln. Zum allerersten Mal sah ich ihn auf der Treppe vor der Schule. Meine Eltern sind mit mir da am Wochenende hingegangen, und vor dem Eingang spielte ebendiese Band, die Kon-Rads. Dave sang Songs von Elvis Presley und spielte Instrumentalstücke auf dem Saxophon. Dave war großartig. Bald darauf lernte ich ihn und seinen engsten Freund, George Underwood, kennen. Die beiden standen sich sehr nah. Ich lernte sie über meinen Dad kennen, der Lehrer an der Schule war. Ich hatte ihn, bevor ich dorthin kam, gefragt, wer dort etwas mit Rock and Roll zu tun hatte und wer Gitarre spielte. Er antwortete: «Na, ich glaube dieser Jones und dieser Underwood, die stehen total darauf.» Also sprach ich die beiden unumwunden an, und schon bald jamnten wir gemeinsam auf der Treppe vor dem Kunst-

trakt. Mein Dad versteckte unsere Gitarren, die wir mit in die Schule gebracht hatten, in seinem Büro, und in der Mittagspause holten wir sie raus. Damals lernte ich auch meinen ersten Song von Eddie Cochran: «C'mon Everybody». David hat ihn mir beigebracht.

Hanif Kureishi (Autor und Bühnenautor): David begann, London auszukundschaften, er fuhr quer durch die ganze Stadt und freundete sich mit Marc Bolan an, obwohl die beiden in ganz verschiedenen Ecken der Stadt wohnten. Nicht nur klauten sie gemeinsam Klamotten in der Carnaby Street, sondern sie malten auch und beschäftigten sich mit Innenausstattung.

Richard Young (Fotograf): Ich bin in Stamford Hill in Nordlondon aufgewachsen und auf eine weiterführende Schule in der Stoke Newington High Street gegangen, und zwar auf die William Wordsworth School. Dort ging es ganz schön turbulent zu, und es herrschte ein rauer Ton, es war einfach nur schrecklich dort. Mein bester Freund in der Schule war Mark Feld, wir waren unzertrennlich. Wir saßen nebeneinander, spielten zusammen und schwänzten die Schule gemeinsam. In die Schule kam er in maßgeschneiderten Anzügen, rahmengenähten Schuhen und sogar in maßgeschneiderten Hemden. Das war 1961, 62. Ich wusste, dass er es einmal zu Berühmtheit bringen würde, und das tat er dann auch, als er zu Marc Bolan wurde. Wir wurden am selben Tag aus demselben Grund der Schule verwiesen, und zwar erwischte man uns an einem Freitagnachmittag zum x-ten Mal beim Schwänzen. Wir hatten einfach keine Lust, mit den anderen Schellfischen, wie Mark die restlichen Schüler nannte, auf einem total schlammigen Sportplatz in Dagenham zu spielen. Es war eine echt lange Busfahrt, raus nach Dagenham, und so sind wir stattdessen nach Soho gefahren. Zu jener Zeit fingen Mark und ich

an, in einen Club in der Princess Street, nahe der Regent Street, zu gehen. Ins Le Bataclan gingen sämtliche französischen Au-pair-Mädchen, die alle bei den netten jüdischen Familien in St. John's Wood und Swiss Cottage arbeiteten. Dort spielten sie unglaubliche Musik, nur Soul und R&B. Eines Abends lernte ich dort diesen Typen kennen, Geoff MacCormack. Wir mochten dieselbe Musik - Blues, Soul, die frühen Motown-Stücke, Mary Wells, James Brown und so. MacCormack war ausgesprochen gutaussehend, und er hatte diesen Freund namens David, der sich auch für Musik begeisterte, aber so richtig. Ständig tanzte er mit den Au-pair-Mädchen, die uns immer mit nach Hause nahmen, weil dort niemand war. Die Familien waren ausgeflogen, weil sie auch noch andere Häuser in England oder auf der ganzen Welt hatten, vielleicht fuhren sie in die Karibik im Winter. Geoff lebte mit seiner Mutter unten in Blackheath. Sonntagnachmittags habe ich ihn regelmäßig besucht, und wir haben zusammen Musik gehört: Stax, Chess, Blues und Soul. Und oft war David auch mit dabei. Wir saßen dann auf dem Teppich, aßen Käse-Sandwiches und Kuchen und tranken Tee oder Kaffee - je nachdem, was Geoffs Mutter uns machte. Damals versuchte David sich schon als Sänger, aber normalerweise saß er einfach nur dort und hörte sich die Platten an.

Mark, ich und David waren alle drei gleich alt. Mark erzählte mir einmal, wie er auf den Namen «Bolan» gekommen war: «Bo» für Bowie und «lan» für Dylan. Ich bin mir nicht sicher, ob das stimmt, aber immerhin ist Bowie der Patenonkel von Marks Sohn Rolan. Obwohl zwischen ihnen immer ein Konkurrenzverhältnis herrschte, waren sie sehr gute Freunde. David war zu jener Zeit nicht wie Mark, der immer ein gutes Gespür für Kleidung hatte. Mark konnte man im Magazin *Man About Town* bewundern, und er sorgte in seinen dreiteiligen Anzügen mit Lederweste immer für Aufsehen. Bowie merkte man an, dass er sich ausschließlich

für Musik und Mode interessierte, nichts als Musik und Mode. Er war in [den Boutiquen von] John Michael, dann John Stephen, dann Vince, dann Hung On You. Bowie ging in die Giaconda Coffee Bar, ins Ship, in den Edwardian Pub. Sowohl Mark als auch David nahmen die Müllsäcke voller Kleidung mit, die hinter den Geschäften in der Carnaby Street lagen.

David Bowie: In England gab es zwei verschiedene Mod-Gruppierungen. Einmal die Mods von Anfang der sechziger Jahre und dann die Modernists, die sich aus der Kennedy-Geschichte heraus entwickelt hatten. Das war im Prinzip die erste Mode für Jugendliche, die für mich und meine Freunde wichtig war – der Kennedy-Look. Daraus entwickelte sich die italienische Nummer mit den kürzeren Haaren und den italienischen Anzügen. Mods trugen fluoreszierende Socken unter ihren Hochwasserhosen, die knapp acht Zentimeter über den Knöcheln aufhörten. Und die Jacken waren kurz, vom Nacken bis zur Taille maßen sie gerade mal 36 bis 38 Zentimeter. Und mal wieder bat ich meinen Vater, mir Geld vorzustrecken, damit ich mir einen Anzug bei Burtons kaufen konnte. Ich suchte mir einen aus wirklich schönem dunkelgrünem Tweed aus, mit einer Jacke, in der man sich den Hintern abfror, so kurz war sie. Mein erster Job nach der Schule war in einer Werbeagentur in London. Mein Posten nannte sich großspurig «Junior Visualiser». Und wenn ich nicht Tee zubereitete, dann klebte ich Printanzeigen zusammen. Einer unserer Kunden war AYDS-Diätkekse. Wenn ich mit dem Zug hoch [nach London] fuhr, war da ein Typ, der Make-up trug. Michael, glaube ich, hieß er, der war Mod. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Die Klammotten waren nichts Neues für mich, doch er trug Lidschatten, und das war etwas Besonderes, aber ich fand, es sah ganz gut aus. Dann fand ich heraus, dass oben in London alle Mods Make-up trugen. Die gehörten zur ersten «Gene-

ration» Mods. Später waren das die Mods, die Parkas trugen und Lambretta fuhren, aber da war ich schon kein Mod mehr.

[Wenn man aus den] Vororten stammt, hängt man gewissermaßen zwischen zwei Welten. Da stehen sich auf der einen Seite die Werte der Menschen, die auf dem Land groß geworden sind, und auf der anderen Seite der urbane Lebensstil in der Stadt gegenüber. In den Vororten hat man das Gefühl, dass man in kultureller Hinsicht nichts hat. Man befindet sich quasi in der Einöde. Ich glaube, die meisten Menschen verspüren eine leidenschaftliche Neugierde, sie möchten fliehen, wegkommen, um herauszufinden, wer sie sind und wo die eigenen Wurzeln liegen. Und wir haben uns beide aus denselben Gründen auf den Weg gemacht. Genau das ist es, diese Verzweiflung und Erschöpfung durch die Leere dort, wo wir aufgewachsen sind. So viele Leute, die ich damals kannte, waren entweder Künstler, die Musiker [wurden], oder Musiker, die Künstler wurden. Jeder ging auf die St. Martins oder Sidcup oder so. Und viele von meiner Schule gingen auf die Bromley Tech. Wir hatten viel Glück, dass unser Lehrer Owen Frampton war, der Vater von Peter Frampton ... Er war ein sehr innovativer Mensch, so hatte er etwa den ersten Kunstkurs für Schüler ab einem Alter von zehn Jahren entwickelt. Es war gewissermaßen eine Art Vorbereitung auf die Kunsthochschule, wenn man so will, sodass die meiste Zeit des Tages dafür draufging, uns auf die Kunstwelt vorzubereiten. Einige von uns, die geldgieriger als andere waren, so wie ich, fingen allerdings direkt nach der Schule einen Job an, anstatt weiter auf eine Kunsthochschule zu gehen. Wir wollten möglichst schnell Kohle verdienen. Das Problem war dann, dass man flugs in einer Agentur endete.

Jedenfalls spielte ich abends in verschiedenen Bands Saxophon. Dabei stellte ich fest, dass ich mit der Musik am

Abend genauso viel Geld verdienen konnte wie tagsüber mit meinem Job.

Peter Frampton: Erst als ich 1962 auf die Bromley Tech kam, wurde mir klar, wie beliebt mein Vater als Lehrer war. Und David ging in dem Kurs von meinem Vater auf. Ich weiß nichts über das Verhältnis, das David zu seinem Vater hatte, aber ich glaube, es war nicht so toll. Mehr weiß ich nicht. Was ich weiß, ist, dass er ein sehr gutes Verhältnis zu meinem Dad hatte. Zwischen den beiden bestand eine sehr enge Bindung. David sah zu ihm auf und respektierte ihn.

Mary Lovett (Freundin aus Teenagertagen): Irgendwie gehörte David immer zu unserer Gruppe dazu. Ich bin in West Wickham aufgewachsen, daher trieb ich mich viel in Bromley und Beckenham herum, später heiratete ich dann Peter Frampton. Peter und ich trafen uns häufig nach der Schule, also war David immer ein Teil unserer gemeinsamen Geschichte. Er und sein Freund George Underwood waren irgendwie immer mit von der Partie. Beckenham war eine wohlhabende Gegend. Es war in der viktorianischen Ära als Vorstadt für die Oberschicht erbaut worden, glaube ich. Viele der Straßen waren noch nicht saniert, als würde man sich dort noch heute auf Pferden und in Kutschen fortbewegen. Und tatsächlich war die Straße, in der David wohnte, nicht asphaltiert. Die Wohnung seiner Eltern befand sich in einem dieser riesigen, alten Backsteingebäude. Beckenham war also immer noch Oberschicht, nehme ich an, während in Bromley die Arbeiter wohnten.

Owen Frampton, mein geschätzter Schwiegervater, war auf gewisse Weise sehr streng, fast militärisch, obwohl er auch einen hinter sinnigen, fast boshaften Sinn für Humor hatte. Es ist lustig, sich vorzustellen, dass er David unterrichtet hat, aber er hatte ganz offensichtlich ein Gespür für Talente, und er begehrte seinen Schülern immer mit Hu-

mor. Er war derjenige, der Peter von David erzählte und die beiden quasi einander vorstellte.

Damals gab es viele kleine Bands, Schulbands etwa. Sie zogen von Schule zu Schule und traten bei verschiedenen Anlässen auf. In diesen Bands spielten einige verblüffende Musiker. Und ich weiß, dass David auch in diesen Bands gespielt hat. In meiner Straße, der Gates Green Road, gab es ein kleines Gemeindehaus, wo sich unsere katholische Jugendgruppe traf. In diesen Assembly Rooms spielte David meines Wissens nach auch. In West Wickham gab es ein weiteres Gemeindehaus, Justin Hall, wo fast alle diese Bands aufgetreten sind.

The Beatles waren dafür verantwortlich, dass sich das Leben so vieler Menschen änderte, und das traf ebenso auf mich zu. Als ich auf die Beckenham Grammar School ging, fing ich an, Radio Luxemburg zu hören. Dort wurden die Beatles, Buddy Holly und all die anderen gespielt. Ich lernte Musiker aus der Gegend kennen, und einer von ihnen war Peter Frampton. Als wir uns trafen, war er vierzehn Jahre alt. Er ging mit David zur Schule, obwohl er schließlich die Schule wechseln musste, weil sein Vater dort unterrichtete und er sich nicht wohl damit fühlte. David lebte also in Bromley, wo es einen wirklich guten Veranstaltungsort gab, das Bromley Court Hotel. Dort spielten sie alle: Jimi Hendrix, Spencer Davis, The Yardbirds und Graham Bond. Wirklich unglaubliche Bands. Die waren so gut. Dort gab es eine Bühne, die gar nicht mal so hoch war, sodass man ganz nah dran war. Dorthin sind Peter und ich häufig gegangen. Es war phantastisch. Ich war vollauf begeistert von dieser Musikszene, das Angebot war aber auch sagenhaft. Dann fing Peter an, bei The Herd zu spielen, während David eine Weile fast in der Versenkung verschwand, bis Peter Humble Pie gründete und David im Vorprogramm auftrat. David hat zu jener Zeit total einen auf Künstler gemacht, wie

Marc Bolan, und ich bin mir nicht sicher, ob von uns jemand verstanden hat, was er da eigentlich genau machte.

Owen Frampton: Was auch immer man braucht, um eine typische, erinnerungswürdige Schulzeit entstehen zu lassen, für die Jahre 1960 bis 1966 stimmte die Mischung ganz offensichtlich. Er [Bowie] war ziemlich schlecht einzuschätzen. Die meisten aus meinem Lehrerkollegium haben ihn vollkommen missverstanden, doch damals waren Kulte nicht in Mode, und David war schon mit vierzehn Jahren eine Kultfigur. An diesem Punkt meiner Karriere als Lehrer fand ich durchaus nichts Ungewöhnliches an individualistischen Schülern und es gab kaum etwas, mit dem man mich hätte überraschen können. Ob David sich nun die Haare immer neu färbte oder raspelkurz schnitt oder seine Brauen zupfte - ich akzeptierte sein Veralten als Ausdruck seiner Persönlichkeit, und davon hatte er reichlich!

Hanif Kureishi: Ich ging auf die Bromley Tech, sieben Jahre nach David, nämlich von 1966 bis 1970. In dieser Zeit gab es die sogenannte Bromley-Truppe, zu der Billy Idol und Siouxsie Sioux gehörten. Halbdekadentes wie *Cabaret* hat uns sehr beeinflusst, und Bowie war unser Gott. Er war eine Galionsfigur für uns. Er war feminin, extrem, aufgetakelt. Er war ein Local Hero und spielte in einigen der örtlichen Pubs und Clubs, und für uns war er schon ganz groß. In der Schule hing ein Foto von ihm, und die Lehrer sagten gern mal: «Wenn du dich nicht zusammenreißt, Kureishi, dann wirst du enden wie er.» Er hat sämtliche Vorstadt-Teenager befreit. Ich nehme an, dass ihm klar war, welchen Stellenwert Werbung und PR hatte, wie wichtig es war, wie er sich gab und wie er sich kleidete, wenn er fotografiert wurde etc. Er sah phantastisch aus mit seinem Haar und im Anzug. Seit jeher hatte er ein gutes Gespür für solche Dinge. Es war eine stinknormale Scheißschule, und wir galten als

Nichtskönner, wir waren Loser. Wir konnten von Glück sagen, wenn es uns gelang, in der öffentlichen Verwaltung oder bei einer Versicherung einen Job zu ergattern: Wir gehörten zur unteren Mittelschicht, graue Angestellte wie in den Romanen von H. G. Wells. Aber die Idee, dass jemand von uns, der um die Ecke wohnte, ein Rockstar werden könnte, das hat uns inspiriert. In Bromley herrschte eine recht kreative Atmosphäre, was im krassen Gegensatz zu der gähnenden Langweile und grenzenlosen Grauenhaftigkeit der Vororte stand. So wie ein Sonntagabend, den man im strömenden Regen wartend an der Bushaltestelle verbringt. Aber alle hatten coole Platten und Klamotten.

Peter Frampton: Wenn unter jungen Teenagern ein Altersunterschied von drei Jahren herrscht, dann ist das in etwa so: «Ich bin zwei und er ist 60 Jahre alt.» Normalerweise hängt man mit Gleichaltrigen herum. Aber was uns zusammenschweißte, war die Musik. Bei allem, was in der Schule irgendwie mit Musik zu tun hatte, habe ich mitgemacht und David ebenfalls. Mein Vater ermunterte uns ausdrücklich dazu. Gegen Ende meines einzigen Jahres dort an der Schule rückten wir sogar noch mehr zusammen, denn mein Vater organisierte ein Konzert zum Ende des Schuljahres. Genau genommen gab es ein Konzert für die Schule und eines für die Eltern, also einen Auftritt nachmittags und einen abends. Es machten verschiedene Schüler mit, aber die Hauptattraktion waren George and the Dragons, das heißt George Underwood und Dave sowie ein Schlagzeuger und vielleicht noch jemand am Keyboard. Sie hatten, im Gegensatz zu meiner Band, The Little Ravens, benannt nach der Ravens Wood School, keinen Bassisten, während uns wiederum ein Schlagzeuger fehlte, also halfen wir uns gegenseitig aus. Wir spielten als Vorband für sie, obwohl ich sogar einen Auftritt mit der Frau aus dem Fundbüro hatte. Wir sangen «Ein Loch ist im Eimer».

George Underwood: Als ich bei den Kon-Rads als Sänger anfang, bin ich morgens mit dunklen Augenringen zur Schule erschienen, weil ich nicht vor zwei oder drei Uhr morgens ins Bett kam. Ich war erst fünfzehn. David hatte gerade mit dem Saxophonspielen angefangen, und ich fragte ihn, ob er mitkommen wolle, um die Jungs kennenzulernen. Und schon war er bei den Kon-Rads mit dabei, trotzdem bin ich kurz danach wieder ausgestiegen, obwohl sie noch meinen Verstärker hatten.

David kaufte sich immer diese tollen Platten bei Dobell's auf der Sharing Cross Road. In Davids Agentur arbeitete ein ziemlicher Musikfreak, der David immer losschickte, um Platten für ihn zu kaufen. David kam sich schlicht und ergreifend vor wie ein Kind im Süßwarenladen. Dr. John. Charlie Mingus. Bob Dylan. Und dann John Lee Hooker. Sein Stil war grandios. Recht schlicht, nicht zu viele Variationen, aber echt ursprünglich. Authentisch. Wir bemühten uns beide verzweifelt, ihm nachzueifern, und nach einer Weile überlegten wir uns, wir sollten es einmal live ausprobieren. Also suchten wir uns einen Drummer und traten unter dem Namen The Hooker Brothers auf. Ich glaube, wir hatten nur zwei Auftritte, einen davon im Bromley Court Hotel, und zwar in der Pause des Auftritts von Mike Cotton Sounds. Hinterher kam Mike Cotton zu uns und sagte: «Das war mutig.» Jedenfalls war es für zwei weiße Jungs ziemlich ungewöhnlich, über den Blues zu singen. Wir hatten einfach keine Ahnung. Dann haben wir noch ein paar Testballons mit anderen Bands starten lassen, bevor David schließlich in den Kleinanzeigen im *Melody Maker* fündig wurde. Dort schaute man nach, wenn man Sänger oder Musiker suchte. In dieser Zeitung war er über die Anzeige einer Band aus Fulham gestolpert, die einen Sänger suchte. Fulham war allerdings ziemlich weit von Bromley entfernt, also bat er mich mitzukommen. Wie sich herausstellte, waren es die

King Bees, und wir fingen an, gemeinsam zu proben. Ich ging immer noch auf die Kunsthochschule, und David arbeitete immer noch in der Werbeagentur, obwohl er damals schon anfang, darüber zu reden, dass er nur noch Musik machen wolle, Musik, das sei sein Ding. Er wollte professioneller Musiker werden. Die Stimmung bei den King Bees war gut, aber irgendwie entwickelte sich eine Dynamik, die sich gegen David und mich richtete. Ich glaube, die anderen waren nicht so an Blues interessiert wie wir. Klar, alle standen damals auf Blues, doch der Leadgitarrist klang ein bisschen zu sehr nach Chet Atkins; das war nicht rau genug.

David schrieb mit Hilfe seines Vaters einen Brief an den Unternehmer John Bloom, der damals als Milliardär galt: «Brian Epstein hat die Beatles, und was Sie brauchen, das sind wir ...» oder irgendetwas Frühreifem in der Art. Und siehe da, einige Tage später erhielten wir ein Telegramm, in dem wir zu einem Treffen mit Leslie Conn eingeladen wurden, einem Manager, dem Bloom den Brief weitergeleitet hatte. Also fuhren wir nach Soho und suchten ihn in seinem kleinen Büro auf. Wir hatten unsere Instrumente dabei und spielten «Got My Mojo Workin'». Ich hatte nicht den Eindruck, dass ihm die Musik sonderlich gefiel, aber er sah etwas durchschimmern. Also schlug er vor, dass wir in der Wohnung eines Freundes auftreten und einfach so was Ähnliches noch mal machen sollten. Die Wohnung stellte sich dann übrigens als riesiges Haus irgendwo in Golders Green heraus. Dann spielten wir an John Blooms Hochzeitstag in einem Restaurant-Keller in Soho. Außer uns spielte noch eine Band namens The Naturals, die waren so etwas wie eine Beatles-Tribute-Band. Die Gäste mochten das total, aber dann kamen wir mit unseren schmutzigen Jeans und langen Haaren, und das kam nicht so gut an. Ich erinnere mich noch, dass neben Shirley Bassey, Roger Moore und Vera Lynn auch Adam Faith unter den Gästen war. Wir spielten «Got My Mojo Workin'» und weitere Songs von

Muddy Waters. Anschließend schlichen wir mit hängenden Köpfen davon. David brach tatsächlich in Tränen aus. Das war seine erste Enttäuschung als professioneller Musiker. Wenig später spielten wir bei *Ready Steady Go*, der TV-Sendung, bei der die Bühne komplett von Publikum umgeben war, und ich erinnere mich daran, mit Patti Boyd getanzt zu haben. Das war der Abend, an dem die Animals «House of the Rising Sun» live spielten, denn bis dahin waren alle zu Playbacks aufgetreten. Und siehe da, die Band in der Garderobe neben unserer waren The Crickets, die gerade aus den USA gelandet waren. Und neben denen war John Lee Hooker. David kam rein und sagte: «Rate mal, wer dahinten im Flur steht!» Ich solle hingehen und mir seine Hände anschauen. Die waren unglaublich. Hooker hatte früher einmal in einem Stahlwerk gearbeitet, und obwohl man das seinen Händen auch immer noch ansehen konnte, waren seine Finger sehr lang, schlank und elegant. Und er hatte diese erstaunliche Technik drauf, bei der sein kleiner Finger fast bis hinunter zum Schalloch reichte. Seine Hand hatte eine unglaubliche Spannweite. Nur David konnte so etwas auffallen. Kleinigkeiten zu entdecken, darin war er immer gut. Die Leute beschreiben ihn gern als diebische Elster, und das stimmt auch, aber er hat sich das, was er stibitzte, stets angeeignet und zu seiner eigenen Sache gemacht.

Dana Gillespie (Freundin): Als ich dreizehn oder vierzehn Jahre alt war, habe ich den Blues für mich entdeckt. Ich ging regelmäßig ins Marquee in Soho, wenn dort jemand spielte der mich interessierte. Damals war es noch leicht, hineinzukommen. Ich habe dort The High Numbers gesehen, die später zu The Who wurden, The Yardbirds – einfach alle, die Blues oder R&B spielten. Eines Abends spielten die King Bees. Als David auf die Bühne kam, sah er aus wie Robin Hood, er trug hüfthohe Wildlederstiefel mit Fransen, und

sein Haar war lang und zitronengelb gefärbt. Es war das erste Mal, dass ich die King Bees sah. Nach dem Auftritt stand ich hinten im Club und bürstete mir die Haare, da kam dieser Typ von hinten, nahm mir die Bürste aus der Hand und fing an, mir die Haare zu kämmen. Dann fragte er mich, ob er mit mir nach Hause kommen könnte. Nun, eins führte zum anderen, ich stimmte zu, und wir gingen los. Natürlich ging mir schnell auf, dass er mich auch deswegen gefragt hatte, weil die Züge nicht mehr ganz bis nach Bromley durchfahren ...

Ich wohnte unter dem Dach, also stiegen wir hoch bis ganz nach oben ... Ich muss wohl nicht sagen, was in dieser Nacht noch passiert ist, aber wir waren sehr jung ... Am nächsten Morgen begleite ich ihn dann nach unten. Und im Treppenhaus stieß er auf meine Eltern, deren Schlafzimmer zwei Etagen unter meinem lag. Mein Vater erzählt, dass er David für ein Mädchen hielt, das da aus dem Dachgeschoss runterkam. Denn zu jener Zeit kannte man das noch nicht mit den langen Haaren. Von da an kam er ständig zu mir und übernachtete auch bei mir, wobei er sich immer erst am Schlafzimmer meiner Eltern vorbeischleichen musste.

Schon damals setzte sich Bowie bereitwillig über die Konventionen hinweg, und seien es auch nur die relativ neuen Konventionen der strenggläubigen Pop-Anhänger gewesen. Stella Patton, eine der Backgroundsängerinnen der Kon-Rads, erzählt: «Ich erinnere David als schwierig und kompliziert. Die Bandmitglieder trugen alle die gleichen Sachen, doch dagegen hatte er was. Er trug immer ein Schulheft mit sich herum und schrieb permanent etwas hinein, notierte Songtexte.» Auch seine Sexualität, zumindest seine Interpretation davon, wurde langsam, aber sicher offenkundig. «Ich erinnere mich daran, dass er sagte, er sei bisexuell», so Alan Dodds, der Gitarrist der Kon-Rads. «Aber ich muss betonen, dass es dafür überhaupt keine Hinweise

gab. Ich glaube, ihn interessierte alles, was ein bisschen anders war.» Diese Erkenntnis sollte sich durchsetzen. «Wir dachten, Marc Bolan sei schwul, wir dachten, David Bowie sei schwul», hat Pete Townshend von The Who einmal gesagt. «Wir glaubten, alle coolen Leute seien schwul.»

George Underwood: Mit den King Bees war es vorbei, als David eines Tages kam und verkündete, er habe eine andere Band. Er hatte parallel mit einer anderen Band geprobt und beschlossen, dass es nun an der Zeit sei weiterzuziehen. Ich hatte gehört, dass der [Produzent] Mickie Most nach einem Solokünstler Ausschau hielt. Er machte ein paar Aufnahmen unter dem Pseudonym Calvin James mit mir, denn Calvin hieß sein neugeborener Sohn. Als David herausfand, dass ich es geschafft und irgendwie einen Plattenvertrag an Land gezogen hatte, war er ziemlich sauer. Er war der Meinung, dass er ihn verdient hätte. Plötzlich war ich ganz oben, ein Ziel, das er verzweifelt zu erreichen versuchte. Er war der Meinung, das war ungerecht, denn ich hatte ja immer noch meine Kunst, zu der ich zurückkehren konnte, doch für ihn gab es nichts anderes als die Musik. Jedenfalls hatten wir mächtig Zoff und sind uns eine Weile aus dem Weg gegangen. Wie sich dann herausstellte, hat es für mich mit der Musik nicht funktioniert, und ich kehrte tatsächlich wieder zur Kunst zurück. Und David machte weiter mit The Manish Boys, The Lower Third und so weiter. Das nächste Mal, dass ich ihn sah, war im Dominion, wo er die ganzen Pantomime-Sachen machte, er war richtig gut. Mittlerweile hatte er seinen Manager Ken Pitt gefunden und auch begonnen, sich sehr effeminiert zu verhalten. Mein Eindruck war, dass er sich ein wenig verändert hatte. Die Menschen, mit denen er sich damals umgab, waren sehr theatralisch. Mit mir hatte er kein Problem mehr, denn aufgrund seines ausgeprägten Konkurrenzbewusstseins hatte er hochzufrieden registriert, dass ich nicht länger im Mu-

sikgeschäft tätig war. Ich würde gar nicht mal sagen, dass er so furchtbar ehrgeizig war, er hatte vielmehr diesen Lebenshunger, er wollte etwas vom Leben, und er wollte etwas von der Musik. Das war wie ein Floh, wie ein Stich, der juckt, sodass man sich einfach kratzen muss. Als er zu den Kon-Rads kam, konnte man seine Entschlossenheit förmlich spüren. Es wirkte so, fast als hätte er es im Traum schon vor sich gesehen, bevor er es tatsächlich machte. Es war ein Traum, der in Erfüllung ging. Und alles, was er in den folgenden Jahren tat, hatte seine Wurzeln in den sechziger Jahren.

Paul Reeves (Freund aus Kindertagen): Ich kannte ihn unter dem Namen Bromley Dave, denn dort kommen wir beide her. Zum ersten Mal traf ich ihn 1965, als wir alle ständig in der Plattenabteilung im Kaufhaus Medhurst's in Bromley rumlungerten. Ich habe ihn schon immer gemocht, und ich wusste, dass er Talent hatte. Aber ich muss sagen, dass wir alle davon ausgingen, dass George Underwood derjenige sein würde, dem eine strahlende Zukunft als Rockstar blühte. Mein Eindruck war, dass David ein wenig dilettantisch war, und dass er sich wahllos an allem versuchte, was der Pop so gerade anzubieten hatte. Er wollte Schnulzensänger, Entertainer werden, das musste einem spätestens klar werden, als er anfang, Platten wie «The Laughing Gnome» zu machen. Ich war mit George befreundet, der mit seinem Schmollmund so unverschämt gut aussah. Als er von Mickie Most unter Vertrag genommen wurde, dachten wir alle, George wäre ohne Frage derjenige, der mal ganz groß rauskommt.

Nick Kent (Journalist): Zum allerersten Mal sah ich Bowie 1964, als er Anführer der Langhaar-Brigade war. Da war ich vielleicht 13 und er war 17 Jahre alt. Er hatte «The Society for the Prevention of Cruelty to Long-Haired Men» gegründet.

Daraufhin war er sogar in der *Tonight Show* zu Gast, um seine Gesellschaft zur Prävention von Grausamkeiten gegen langhaarige Männer vorzustellen, wobei er sich gegen den Moderator zur Wehr setzen musste, der meinte, Männer mit langen Haaren sähen aus wie Frauen. David war witzig: «Seit zwei Jahren müssen wir uns schon Kommentare anhören wie ‹He, Schätzchen!› oder ‹Darf ich dir die Handtasche tragen?›.» Man merkte, dass das alles ein bisschen aufgesetzt war, aber ich erinnere mich daran, dass ich dachte, «Na, von diesem Typen wird man wahrscheinlich noch etwas hören.» Die Sendung war nicht sonderlich gut und er kam recht oberflächlich rüber, alles in allem war es kein besonders guter erster Eindruck von David Bowie, aber so hat alles angefangen. Dann wurde über ihn in der Musikpresse berichtet, die ganzen sechziger Jahre hindurch. David Bowie wurde immer als das nächste große Ding angekündigt. Jedes Jahr im Dezember machten all diese Musikjournale ihre Vorhersagen für das darauffolgende Jahr: Und alle waren sie sich sicher, dass das nächste *das* Jahr für David Bowie werden würde – was nie passierte. Ihnen zufolge war David einfach zu talentiert und zu gutaussehend, um es nicht zu schaffen. So wurde er allmählich bekannt. Er galt als äußerst vielversprechend.

Bernard Glazier (Nachbar): Im Jahr 1964 wohnte ich in Grove Park und hatte gerade in der Werbebranche angefangen. Eines Morgens stieg bei der Haltestelle Grove Park, zwei Stationen nach Bromley North, dieser Typ in meinen Waggon ein, er war ungefähr in meinem Alter. David Jones war sein Name. Er trug etwas in der Hand, was wie ein Saxophonkoffer aussah, und ich hatte meine Gitarre dabei – also kamen wir ins Gespräch über Musik und über Design und über Werbung, wo er auch als Nachwuchskraft beschäftigt war. Auf diese Weise sind wir uns einige Male begegnet, wobei er eher ruhig, mysteriös wirkte. An einem solchen

Morgen bestiegen drei Jungs, die ich vom Sehen aus Downham kannte, unseren Waggon und begannen, sich über Davids gewissermaßen «sanftes» Auftreten lustig zu machen. Irgendwann gelang es mir, die drei davon zu überzeugen, dass er «Okay» war, und sie ließen ihn in Ruhe. Nette Menschen waren das nicht. Kurze Zeit später bin ich umgezogen und fuhr nicht mehr mit dieser Linie. Und David Jones geriet bei mir in völlige Vergessenheit.

Dana Gillespie: Einmal habe ich ihn zu Hause in Bromley besucht. Er bat mich, dorthin zu kommen, um seine Eltern kennenzulernen. Das war kurz nach unserem ersten Treffen, ich war dreizehn oder vierzehn Jahre alt. Also fuhr ich hin. Sie lebten in diesem winzigen Arbeiterhaus, so ein Haus hatte ich noch nie zuvor gesehen. Als ich eintrat, saßen die Eltern einfach nur da, in der Ecke dröhnte ziemlich laut ein Fernseher, niemand sprach. Ich glaube, es gab kleine Thunfisch-Sandwiches. Ich kam aus einer Familie, wo alle drauflosredeten, man beschäftigte sich viel miteinander, doch seine Eltern verloren nicht ein Wort. Es war ein wirklich kaltes Zuhause, die Atmosphäre war eisig. Dieses Haus war so winzig, das kleinste, in dem ich jemals gewesen bin. Unser Haus in South Kensington hingegen war riesig. Im Vergleich dazu wirkte dieses, als seien alle Möbel hineingequetscht worden. Mir war sofort klar, dass David nicht gern dort wohnte. Er hat sich den ganzen Besuch über unwohl gefühlt. Als seine Eltern hinausgegangen waren, sagte David zu mir: «Ich will hier raus. Ich muss hier raus. Ich will hinaus in die Welt.» Also ging er hinaus in die Welt ... Seit klein auf war er ehrgeizig, aber er hatte eben auch Talent. Er hatte ein riesiges Interesse für so viele unterschiedliche Dinge.

Mick Rock (Fotograf): David sprach nicht viel über seinen Bruder. Man könnte sagen, dass er sein Leben lang nach jeman-

dem gesucht hat, der den Platz seines Bruders einnehmen würde, obwohl er selbst wahrscheinlich sehr genau wusste, dass er eigentlich unersetzlich war. Ganz offensichtlich liebte er ihn. Aber David war optimistisch, nicht düster. Er war so unglaublich positiv.

Chris Charlesworth (Journalist): Über Davids Halbbruder kursierten schon immer Gerüchte, aber die Wahrheit kam erst durch das Buch *Alias David Bowie* von Peter und Leni Gillman ans Licht, das Mitte der Achtziger erschien. Dort ist detailliert nachzulesen, welche Rolle Schizophrenie in seiner Familie gespielt hat. David hat dieses Buch verabscheut. Er glaubte, all das hinter sich gelassen zu haben, doch sie haben wieder alles ausgegraben.

Hugh Padgham (Produzent): Ich glaube, ihm war sein Bruder peinlich.

Mick Garson (Pianist): Über seinen Bruder sprach er wenig. Er hatte Angst, er könne möglicherweise dieses Gen in sich tragen und irgendwann in ähnlicher Weise aus der Kurve getragen werden. Vielleicht traf das sogar zu, aber was immer es auch war, er lenkte es irgendwie in eine andere Richtung. Gut möglich, dass auch er diese genetische Veranlagung hatte. Aber er liebte seinen Bruder. Er machte deutlich, dass er sich schuldig fühlte, ohne ins Detail zu gehen. Es war nur mehr als offensichtlich, dass es ihn schmerzte. Ein heikles Thema. Mit mir hat er geredet, weil ich meinen eigenen spirituellen Weg eingeschlagen hatte. Güte, Verbindungen auf zwischenmenschlicher Ebene. David sagte, dass er in diesem Leben nicht vorhabe, ein derartige Spiritualität zu verfolgen, weil sein Leben – also dieses Leben – um seinen Ruhm und seine Karriere kreiste, das war das Ziel, das er verfolgte. Er wusste ohne jeden Zweifel, dass er mehr als ein Leben hatte.

David Bowie: Indem man versucht, der Bedrohung einer Geisteskrankheit zu entgehen, setzt man sich selbst Belastungen aus, die enorme psychologische Schäden anrichten können. Man beginnt, sich ebenjener Sache zu nähern, vor der man sich so fürchtet. Aufgrund der gezwungenermaßen erlebten Tragödie – insbesondere in meiner Familie mütterlicherseits gab es für meinen Geschmack zu viele Selbstmorde – war das etwas, vor dem ich schreckliche Angst hatte. Ich hatte das Gefühl, ein Glückspilz zu sein, denn ich war Künstler, und so etwas würde mir nie passieren, schließlich konnte ich all meine psychologischen Exzesse in meiner Musik verarbeiten und sie auf diese Weise immer abschütteln.

Oliver James (Psychologe): Der Fluch, der auf seiner Mutter lastete, war Teil der Familiengeschichte, so wie wir alle Geschichten haben, die in der Familie wieder und wieder erzählt werden. Und Bowies Großmutter Margaret hat ständig darüber gesprochen, es gab sogar einen Namen dafür: Margarets Fluch. Aber was mich an der Beziehung zwischen [seinem Bruder] Terry, Margaret und Bowies Vater interessierte, war die Tatsache, dass sie ein Paradebeispiel dafür war, wie jemand eine Schizophrenie entwickelt, ohne tatsächlich sexuell oder körperlich misshandelt worden zu sein, obwohl er dies schon in gewissem Maß erlebte hatte, sondern die Ursache in erster Linie auf einen *emotionalen* Missbrauch zurückzuführen ist. Man kann wohl mit Fug und Recht sagen, dass Margaret gut mit Babys umgehen konnte, sie aber danach schlicht und ergreifend nicht mehr leiden konnte. Vereinfacht gesagt, David entwickelte sich anders als sein Bruder, weil sich in seiner Kindheit jemand um ihn gekümmert hat, was bei Terry eben nicht der Fall gewesen ist.

Möglicherweise fühlte David sich schuldig, sich nicht mehr bemüht und schützend vor Terry gestellt zu haben. Als Terry später in der geschlossenen Abteilung der psychiatrischen Klinik Cane Hill untergebracht war, besuchte ihn David nicht, bis seine Mutter ihn verpöffte. Keine Frage, Terry war sowohl in seiner Kindheit als auch in seiner Teenagerzeit eine wichtige Person für ihn. Und Terry war ein richtig cooler Typ. Dank seiner Souveränität half er David, seine eigene Coolness zu entwickeln. Ich nehme an, David hat sich schuldig gefühlt, weil sein Vater ihn Terry vorzog. Terry war der Sohn eines anderen Mannes, und Davids Vater wollte ihn nicht im Haus haben. Also war David ohne Frage der Auserwählte. Daher muss er sich schuldig gefühlt haben, denn er wurde besser behandelt, er erfuhr Liebe, und er hatte anscheinend zumindest ansatzweise Kontrolle über sein Leben, wenn auch nur zu einem gewissen Grad. Seine Mutter war eitel, und sie ermunterte ihn zur Eitelkeit.

Von klein auf war er sehr mit seinem Aussehen beschäftigt, was er ganz offensichtlich von seiner Mutter hatte. Aber ich frage mich, wie viel er von der Vergangenheit seiner Mutter wusste. Sie trieb sich herum, und ich frage mich, wie viel sie ihm davon erzählt hat. Wahrscheinlich hat David irgendwann auch etwas über Terrys Vater erfahren, denn Terry besaß ein Foto von ihm. Vielleicht brüstete sie sich ja regelmäßig damit, was für ein heißer Feger sie in ihrer Jugend gewesen war, vielleicht wollte sie das Bowie das wusste. Jedenfalls verhielt sich Bowies Vater Terry gegenüber schrecklich, denn für ihn repräsentierte er Jack Rosenberg, Terrys Vater.

David war unglaublich charmant. Und es ist wirklich erstaunlich, dass die Leute, die ihn kennenlernten, immer den Eindruck gewannen, er sei ein ganz besonderer Mensch, jemand mit einer besonderen Gabe – und zwar schon lange bevor er Berühmtheit erlangt hatte. Das gelang ihm allerdings nur, indem er sich verstellte, was er zu Hause schon

als Kind gelernt hatte. Er gab vor, etwas ganz anderes zu fühlen als das, was wirklich emotional in ihm vorging. Offensichtlich hatte er viel Freude an Sex; und mit jeder einzelnen Frau wollte er eine Beziehung führen, es ging ihm nicht nur darum, Sex mit ihnen allen zu haben. Mein Eindruck ist, dass er Spaß daran hatte, andere zu verführen. Victoria Brookes, eine Freundin von mir und die Kuratorin der Ausstellung im Victoria and Albert Museum, erzählte mir, dass sie sich nach ihrem ersten Treffen mit Bowie an nichts mehr erinnern konnte, was er gesagt hatte. Auf gewisse Art hat er es darauf angelegt, sich praktisch unsichtbar zu machen.

Hanif Kureishi: Über seinen Bruder hat er recht viel gesprochen. Er interessierte sich sehr für diese, die schizophrene, Seite der Familie und für die Tatsache, dass seine Mutter vor ihm bereits zwei Kinder gehabt hatte. Er muss wohl eine recht seltsame Kindheit verlebt haben, denn seine Mutter hatte zwei ältere Kinder, die sie in gewisser Weise verloren hatte. Sie lebte mit David und seinem Vater zusammen. Sein Vater arbeitete für eine Kinderhilfsorganisation. Ich frage mich häufig, wie das gewesen sein mag. Terry übte einen recht großen Einfluss auf David aus, er gab ihm Bücher und durch ihn lernte David die amerikanische Kultur und Jazz sowie die Beat Generation kennen. Das muss verwirrend für David gewesen sein, mit dieser verrückten Mutter und einer verlorenen Schwester. Ich erinnere mich daran, wie er mir erzählte, dass Terry ihm [John] Coltrane vorgespielt hatte, als er noch ganz jung war. Obwohl er diese Musik nicht verstand, war ihm schon klar, dass es gut war, sie zu kennen. Ich hatte immer den Eindruck, dass er nie so ganz dahinterkam, welche Rolle Terry in seinem Leben spielte. Dieser Aspekt verwirrte ihn. Er erzählte davon, wie seltsam es für seine Mutter und seinen Vater war, wenn Terry im Haus war, wie schwierig und irritierend das war.

Und häufig habe ich mich gefragt, ob dieses ganze Alien-Ding nicht daher rührte. Jemand, der sich nicht so recht im Gleichgewicht befindet und nicht so genau weiß, was eigentlich los ist. Um zu schreiben, ist er immer in eine Rolle geschlüpft, schon ganz am Anfang. Er war kein großer Polemiker. Das waren keine Narrationen. Manchmal, wenn wir telefonierten, hatte ich dasselbe Gefühl, das einen beschleicht, wenn man es mit psychotischen Menschen zu tun hat, die einfach nur mit sich selbst reden. Es ist nichts als ein Monolog, und sie erzählen einem einfach nur, was in ihrem Kopf gerade so alles vor sich geht. Das würde man vielleicht nicht unbedingt als Wahnsinn im eigentlichen Sinne bezeichnen, allerdings wirkt es schon wie eine Art Solipsismus. Andererseits war er bekanntermaßen unglaublich sortiert, organisiert, beschäftigt, interessiert ... man könnte also nicht behaupten, dass er psychotisch war oder in einer Art und Weise verwirrt, die für ihn eine Einschränkung dargestellt hätte. Seine Mutter hingegen muss hochgradig gestört gewesen sein, immerhin hatte sie zwei Kinder verloren, von denen eines unter Schizophrenie litt. Sie muss doch völlig verstört gewesen sein, oder? David sagte, er komme aus einer kalten Familie, und dennoch habe er das Gefühl gehabt, besonders zu sein. Und als Kind sehr geliebt worden zu sein. Auf mich machte er keinen ungeliebten Eindruck. Man dachte nicht «Oh, der ist aber stock-sauer auf seine Eltern.»

Dana Gillespie: «Oh, du bist mit David Bowie zusammen!», so haben die Leute reagiert. Aber es war nicht nur der Sex, wir waren auch wirklich gute Freunde. Und es war auch eher eine Beziehung, die auf Musik basierte. Er spielte auf meiner Gitarre oder hörte sich meine Songs an, oder er spielte mir seine Lieder vor. Damals lernte ich gerade Schlagzeug spielen. Ich ging seinerzeit auf eine sehr exklusive Privatschule am Sloane Square. Dort holte er mich ab und brach-

te mich nach Hause, und er trug meine Ballettschuhe für mich. Das machte er auch dann noch, als ich später auf die Schauspielschule Arts Educational am Hyde Park Corner ging. Wir sind häufiger zu *Ready Steady Go* gegangen und hingen dort im sogenannten Green Room herum. Bei der Show gab es Tanzeinlagen, da haben wir meistens mitgemacht. Als ich es mir ernsthaft in den Kopf gesetzt hatte, eine Platte aufzunehmen, schlug er «Love Is Strange» von Mickey and Sylvia vor und sang den Basslauf vor – das werde ich nie vergessen. Ich habe es nie so gesehen, dass wir nur ein Paar waren und miteinander gingen. Von jeher hatte ich den Eindruck, dass das Beziehungsmuster Mann/Frau nicht so recht zu Musikern passt, und schon gar nicht zu jungen. Treue ist nichts, was man von einem Musiker erwarten würde, schon gar nicht von einem Sänger oder einem Leadgitarristen. Das bringt der Job so mit sich. Also ging ich besonnen in diese Beziehung hinein, obwohl ich noch so jung war.

Paul Smith (Modedesigner): Als ich achtzehn Jahre alt war, kaufte ich mir ein Auto, einen 1945er Morris Minor, und fuhr an den Wochenenden runter nach London. Ich weiß gar nicht, aber ich lernte sehr schnell eine Menge interessanter Leute kennen. Es war eine extrem aufregende Zeit. Ich lernte Tommy Roberts und Eric Clapton, Rod Stewart und Jimmy Page kennen, all diese unglaublichen Musiker, die noch am Anfang ihrer Karriere standen. Wir fuhren nach Soho, und Bowie war immer zugegen. Er war einfach überall. Dort hingen viele szenige Typen rum, und es gab immer noch viele Mods, aber Bowie war einfach überall. Da waren auch stets genügend Leute, die ihn nie aufgrund der Art und Weise, wie er sich zurechtmachte, verurteilten. Für Otto Normalverbraucher war er ein bisschen auffällig. Das Theatralische an ihm war einigen nicht geheuer, wenn sie auch die Musik sehr mochten. Die Blues-Fans fanden, nicht die Mu-

sik, sondern etwas anderes stehe im Mittelpunkt. Natürlich ging es um etwas anderes. Um Selbstentfaltung.

David Bowie: Ich glaube nicht, dass ich zu der damaligen Zeit die Stärke gehabt hätte, da rauszugehen und meine Lieder einfach vorzutragen. Für mich ging es auch immer darum, eine interessante Figur zu entwickeln.

Simon Napier-Bell (Manager): Seit Mitte der sechziger Jahre war mir ein Typ namens David Jones aufgefallen, der sich in der gesamten Stadt die Hacken abließ, um die richtige Band und das richtige Image zu finden. Er hatte eine erfolglose Single-Veröffentlichung, «The Laughing Gnome». Dann begann er, bei Lindsay Kemp Pantomime zu erlernen und nannte sich von Jones in Bowie um. Einmal trat er als Mime im Vorprogramm von Marc Bolan auf. Damals stand Marc noch unverstärkt als Tyrannosaurus Rex auf der Bühne. Aber für mich gehörte David einfach nur mit zur Szene, ohne selbst ein richtiger Popstar zu sein. Eines Tages erhielt ich einen Anruf von jemandem, der sich als Manager vorstellte und vorgab, einen brandheißen Künstler zu vertreten. Es war Ralph Horton, der David Bowie und The Lower Third managte. Horton sagte, er suche einen etablierten Manager, mit dem er zusammen das Potenzial dieses Acts ausbauen könne. Ich traf ihn in seiner Wohnung in Pimlico. In einer Ecke des Zimmers saß ein nicht unbedingt attraktiver junger Mann, den ich noch nie zuvor gesehen hatte. Ralph stellte ihn mir als David und angehenden Superstar vor. Wenn ich einwilligte, ihn gemeinsam zu managen, könnte ich Sex mit ihm haben. Dieses anrühige Angebot (ganz zu schweigen von der schmuddeligen Wohnung, in der das alles stattfand) sorgte dafür, dass ich mich schleunigst davonmachte. Was mich anging, wurden mir nicht 50 Prozent am Management von David Bowie angeboten (genauso wenig wie eine Kostprobe seiner sexuellen Gefälligkeiten), viel-

mehr wurde ich einfach gebeten, einen völlig Unbekannten (namens David Jones) zu übernehmen, dessen derzeitiger Manager scheinbar kaum mehr als ein besserer Zuhälter war. Später übertrug Bowie sein Management natürlich an Ken Pitt. Mehr als einmal habe ich mich gefragt, ob Horton ihm dasselbe Angebot unterbreitet hat und ob das wohl die Grundlage für den Wechsel des Managements war. Als Ralph Horton mir den Deal anbot, machte Bowie keine Anstalten, ihn aufzuhalten. Daher nehme ich an, dass er mit den Einzelheiten des Angebots einverstanden war.

David Arden: Meine Familie machte sich damals über jeden und alles lustig: Krüppel, Juden, ausnahmslos jeden - so waren sie eben. Wir waren im Musikgeschäft. Auf gewisse Weise stellte das einen Schutz dar. Früher nannte unser alter Herr [Don Arden] Ken Pitt immer den Buchhalter, weil der irgendwie immer sehr korrekt war. Er war überhaupt nicht Rock and Roll, er war noch nicht mal Varietétheater. Er war Buchhalter, ein bisschen ein Lückenbüsser, ein Durchschnittstyp.

David Bowie: Schon in den sechziger Jahren, als ich mich durchkämpfen musste, und bevor ich Erfolg und einen Hit hatte, selbst damals wollte ich bereits alles radikal verändern und etwas anderes machen. Zu jener Zeit suchte ich nach einer Stimme und versuchte herauszufinden, wie ich die Leute, die Platten kauften, kriegen konnte, aber es ging immer um Veränderung. Ich wollte mich ausdrücken, aber wer kann schon darstellen, wer er ist, wenn er immer dasselbe macht? Dazumal versuchten alle, etwas Besonderes zu machen. Warum sollte ich dasselbe machen und es damit nur wiederholen - dann wäre ich auch nur wie alle anderen gewesen. Nie wollte ich so sein wie die anderen. Wenn ich an das Material zurückdenke, das ich vor «Space Oddity» aufgenommen habe, dann ist mir klar, dass es nicht in das

Gesamtbild dessen passt, was ich tue. Dennoch, aus meiner Perspektive betrachtet ergibt es absolut Sinn, weil ich mich bei meiner Arbeit seinerzeit in Richtung Mainstream und fast schon Music Hall [Musikstil zwischen Volkslied und Schlager, A. d. Ü.] bewegt habe. Ich war ein Song-and-Dance-Man, fest entschlossen, es mit den Sinatras und Anthony Newleys dieser Welt aufzunehmen. Damals habe ich viele Standards gecouvert, um herauszufinden, wie ich es besser machen konnte als alle anderen.

Tim Hollier (Musiker): Irgendwann brauchte David einen Manager, der ihn weiter voranbringen konnte, also wandte er sich an Ken Pitt, einen Manager der alten Schule. Im Juni 1967 zog David in Pitts Wohnung ein und begann, Songs über Bombenschützen und Zwerge zu schreiben. «Ich muss heute Abend hin und mir die Show von David Essex anschauen, obwohl ich eigentlich gar nicht will. Und ich muss mir Cliff Richard ansehen ...», erzählte mir David. Ken Pitt schickte ihn auf all diese Konzerte, damit er sich bei ihnen das Handwerk, das dramaturgische Können abguckte. Also konzentrierte er sich ein halbes Jahr nur darauf, was er als Nächstes machen wollte, ganz unabhängig von Ken Pitt. Ich respektierte die Tatsache, dass Ken versuchte, aus David einen Performer zu machen, aber David passte das gar nicht.

Ken Pitt (Bowies Manager): Zuerst dachte ich, dass David jemand sei, den man aufbauen könne. Als ich ihn im Marquee zum ersten Mal sah, fand ich es toll, wie er sich auf der Bühne bewegte. Seine Songs waren tatsächlich sehr gut, wirklich bemerkenswert für jemanden seines Alters.

Wendy Leigh: Ken Pitt war verliebt in David. Ich glaube nicht, dass da jemals etwas lief, Ken hat nie was gesagt, aber er war bis über beide Ohren verknallt in ihn, und David hat

das ausgenutzt. David konnte Menschen dazu bringen, sich in ihn zu verlieben. Als sie zusammenwohnten, lief David andauernd nackt herum, direkt vor Kens Nase, aufreizend, wenn man es genau nimmt. Eine Rolle, in die David nur zu gern schlüpfte, war die des Jack Dawkins aus *Oliver Twist*, besser bekannt als Artful Dodger, er hatte so etwas von einem verlorenen kleinen Jungen. David war sehr gut gebaut, sehr schlank und mit diesen unglaublichen Hüften und toller Haut gesegnet, und das nutzte er. David war Kens Boy, zumindest dachte er das immer. Er besuchte ihn sogar, kurz bevor Ken starb. Es würde mich überraschen, wenn er Ken nicht sogar finanziell unter die Arme gegriffen hätte. Wenn er Leuten kaltblütig den Rücken zukehrte, dann nur in beruflichen Kontexten, wen er mochte, den ließ er nicht im Stich. Der Einzige, den er tatsächlich einfach hat stehen lassen, war Mick Ronson. David war ein kleiner Soziopath, aber sind das nicht alle Stars?

Harvey Goldsmith (Veranstalter): Ken Pitt war schon eine Persönlichkeit. Er war extravagant, eine altmodische Figur aus dem Showgeschäft. Und wenn es nötig war, konnte er ein bisschen boshaft sein. Im Prinzip war Bowie ein Grenzgänger in der Theaterwelt. Er und Ken Pitt waren so gegensätzlich wie Tag und Nacht. Pitt wollte aus Bowie einen gefälligen Entertainer machen, weil er nichts anderes kannte und die Welt des Rock and Roll nicht verstand. Mit Leuten wie Manfred Mann, Tommy Steele, Anthony Newley oder Cliff Richard konnte er umgehen, aber nicht mit jemandem wie David Bowie.

Wendy Leigh: Bowie klang wie Anthony Newley, eigentlich war er Anthony Newleys Double. Und Newley war stinkwütend deswegen.

Simon Napier-Bell: Ken Pitt war nicht unbedingt ein begnadeter Strippenzieher, doch er war nett und er hatte schon eine erfolgreiche Band gemanagt [Manfred Mann]. Mit PR konnte er sich also aus, und er brachte Bowie wohl einiges bei, vielleicht hat er ihn auch finanziell unterstützt. Aber Bowie war die Sorte Künstler, die sich immer wieder an neue Personen wandte, je nachdem, was er gerade am dringendsten brauchte. Als er bei Ken Pitt anfang, war Pitt offensichtlich die nächsthöhere Stufe nach Ralph Horton, seinem vorherigen Manager.

Ken Pitt: Natürlich denke ich immer mal wieder daran zurück, wie ich diesen gewissen David Jones und seine Band The Lower Third damals im Marquee Club gesehen habe. Und irgendwann stellt man fest, dass sich Träume mit harten Fakten vermischen.

Als ich begann, mit ihm zusammenzuarbeiten, kannte er sich mit den Medien überhaupt nicht aus. Aber eines muss man ihm lassen: Er war sehr charmant. Eine Dame, die sich in ihn verguckte, war Penny Valentine, und dann noch George Tremlett [beides Journalisten]. Unter Presseleuten machte es schnell die Runde, dass er ein sehr kluger Kopf war und es viel Spaß machte, ihn zu interviewen. Natürlich habe ich ihn von Anfang an beraten. Er wusste nicht so recht, was er erzählen sollte. Also habe ich ihm genau dargelegt, woran die Journalisten interessiert waren. Und ich riet ihm, was immer auch passieren sollte, weder Streit anzufangen noch sich auf hitzige Diskussionen einzulassen. Ich habe ihm nie geraten, etwas zu erzählen, das nicht der Wahrheit entsprach. Er sollte sich in die Rolle des Interviewers hineinversetzen und ihm erzählen, was er hören wollte. Und dass er sich den verschiedenen Medien entsprechend verhalten sollte. Ich war nie bei den Interviews dabei. Sich mit ihm zu unterhalten ist anregend, und seine Antworten sind interessant. Dass David es schaffte, sich ein

gutes Verhältnis mit den Medien aufzubauen, liegt darin begründet, dass er über die Fähigkeit verfügte, sich immer wieder neu zu erfinden. Langweilig war er nie.

Peter Frampton: Im Jahr 1966 spielte ich in der Band The Herd, wir fingen gerade an. Und ich erinnere mich daran, dass mir David erzählte, er habe eines Abends *Top of the Pops* geschaut und zweimal hinsehen müssen: «Moment mal, das ist doch Peter! Und warum ist er nicht in der Schule?» Was das angeht, habe ich ihn geschlagen, ich war zuerst im Fernsehen. Doch George Underwood hat uns beide hinter sich gelassen, denn er trat bei *Thank Your Lucky Stars* auf, was von Mickie Most produziert wurde, und da war er erst fünfzehn. Zu der Zeit spielte David noch als Davy Jones bei The Night Timers und The Lower Third, doch als dann Davy Jones und The Monkees auftauchten, änderte er seinen Namen zu David Bowie.

Tommy Hilfiger (Modedesigner): Mir hat er einmal erzählt, dass gar nicht Davy Jones der Grund für seine Namensänderung war. Ihm zufolge fing der *New Musical Express* irgendwann an, Mick «Jagger Dagger» zu nennen – Jagger, den Dolch. Und er fand, wenn er Jagger Dagger sein kann, dann kann ich David Bowie sein, wie die Bowie-Messer.

David Bowie: In London pulsiert eine Energie, die nie versiegt ist, irgendwie hängt das mit der ungewöhnlichen Mischung an Leuten dort zusammen. Das spürte ich schon, als ich dort aufwuchs, vor allem in den sechziger Jahren, als ich versuchte, als Künstler Fuß zu fassen. Und ich nehme es noch heute wahr, wenn ich dort auftrete. London erfindet sich immer wieder neu, was für einen Künstler heißt, dass man dort nichts als gegeben hinnehmen kann, weil die Leute, die einen mögen, ausgesprochen hohe Ansprüche stellen können. Als ich über meine London-Erfahrungen schrieb, fiel

es mir leicht, dem ganzen Geschehen einen Spiegel vorzuhalten, denn ich war ja selbst dort und versuchte, ins Geschäft zu kommen.

Dana Gillespie: Er ging gern auf die Carnaby Street und besorgte sich ein ausgefallenes Outfit, denn sein Erscheinungsbild war ihm sehr wichtig. Man sah ihn nie schlampig gekleidet. Das war nicht sein Stil. Wir gingen ins Gioconda Café in der sogenannten Tin Pan Alley, also in der Denmark Street, tranken Tee und zeigten uns. Hier gingen diejenigen hin, die noch auf der Suche nach einer Backgroundsängerin oder einem Bassisten waren. Einmal kam er hereingestürmt und zog mich an der Hand raus, um mit mir um die Ecke zu Francis Day and Hunter zu laufen, ein Musikgeschäft. Er schob mich in eine kleine Kabine und sagte: «Hör dir das an, das ist meine erste Single.» Es war natürlich «I Pity the Fool», was ich sehr mochte. Auf der B-Seite war «Take My Tip». Weil ich jahrelang in derselben Wohnung gewohnt habe, ist David häufig vorbeigekommen. Einmal rief er mich abends an und sagte nur: «Ich habe gerade einen Song geschrieben, in einer halben Stunde bin ich da.» Und eine halbe Stunde später stand er dann vor der Tür. Ich hatte gerade Besuch von dem Fotografen Gerard Mankowitz, und wir beide hörten zu, wie David die erste Version von «Space Oddity» sang. In den Anfangstagen, vor «The Laughing Gnome» oder «Space Oddity», hat er ein Riesen-Tamtam gemacht, vor allem, wenn er mit Lindsay Kemp zusammen war. Ich könnte nicht behaupten, dass er ein toller Leadgitarrist war, das war er nämlich nicht, aber er hat ganz nett geschrammelt. Und er war in der Lage, das, was ihm im Kopf herumging, anderen gegenüber zu artikulieren. Allein das ist schon eine Kunst. Er wusste genau, was er wollte. Er war eine große Führungspersönlichkeit.

Julien Temple (Regisseur): Die sechziger Jahre waren für David schwierig, denn er befand sich inmitten dieser hektischen Aktivität, ohne jedoch Teil davon zu sein. Es war ungefähr so, als stieße man ihn mit der Nase gegen die Fensterscheibe, hinter der er alles sehen konnte, ohne mitmischen zu dürfen. Es spielte sich alles direkt vor seinen Augen ab, aber er war nicht dabei. Dieses Jahrzehnt war für ihn eine permanente Frustration, denn nichts, was er ausprobierte, wollte gelingen. Alle anderthalb Jahre erfand er sich neu, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, doch nichts davon schien ein nachhaltiger Erfolg beschieden. Er war ein Künstler, nur hatte er noch nicht den richtigen Weg gefunden, sich auszudrücken.

Jason Heller (Autor bei Pitchfork.com): Die Science-Fiction-Legende Robert Heinlein veröffentlichte *Starman Jones* 1953, das heißt, als Jones sechs Jahre alt war. Und dieser kleine Junge aus England, der Science-Fiction liebte und später einmal David Bowie werden sollte, erklärte es zu einem seiner Lieblingsbücher. Sicherlich war er von der Tatsache fasziniert, dass der Held der Astronauten-Geschichte denselben Nachnamen trug wie er und dass er – mit ein bisschen Vorstellungskraft – selbst einmal eine Art Starman Jones werden könnte.

In seinen prägenden Jahren Mitte der Sechziger spielte Bowie als Frontmann einer Band namens The Lower Third, die sich nicht lange hielt. Das Repertoire dieser Rockband war eine wilde Mischung: «Mars, the Bringer of War», ein Satz aus *The Planets*, einer Orchestersuite des englischen Komponisten Gustav Holst. Das Publikum kannte das Stück in erster Linie als Titelmelodie der Science-Fiction-Fernsehserie *Quatermass*. Sie war in den fünfziger Jahren von der BBC produziert worden und sehr beliebt. Bowie war ein bekennender *Quatermass*-Fan und hat mal «gebeicht», er habe die Serie als kleiner Junge geschaut, indem «ich mich

hinter dem Sofa versteckte, weil meine Eltern dachten, ich sei schon im Bett. Nach jeder Folge schlich ich wieder in mein Zimmer zurück, starr vor Angst, weil die Handlung mich so beeindruckt hatte.»

Als die von Amphetaminen angetriebene Mod-Szene zur LSD-getriebenen psychedelischen Szene wurde, verwandelte sich London in ein Labor, in dem Bowie seine eigenen Experimente durchführte. Er wollte Science-Fiction und Fantasy in Popmusik umwandeln. Wie das meiste, das er vor «Space Oddity» herausgebracht hat, erreichte auch sein Song «Karma Man» von 1967 nur wenige Zuhörer. Dieser Song beschreibt sehr lebendig einen tätowierten Mann, dessen ausgefeilte Körperkunst wunderbare wie fürchterliche Geschichten erzählt ... «The Laughing Gnome» kam ebenfalls 1967 heraus. Viele Bowie-Fans verrissen diese Neuerscheinung als Ausrutscher. Es ist ein eigenartiger Song, ein Potpourri aus Anthony Newleys dümmlichem Music-Hall-Stil, verzerrten Stimmen und einer bizarren Retro-Atmosphäre. Doch er lebt auch von einer neuentdeckten Faszination für mythische Kreaturen wie Zwerge, Elfen und Kobolde, die sich wiederum zum großen Teil der Wiederentdeckung von J. R. R. Tolkiens Trilogie *Herr der Ringe*, ursprünglich Mitte der fünfziger Jahre erschienen, und seinem Vorläufer von 1937 *Der Hobbit* verdankt. Aber im Gegensatz zur ernsthaften Vereinnahmung von Hobbits und Elfen durch die Pop- und Folkmusik sowie den Progressive Rock Ende der sechziger Jahre, war Bowies noch in der Entwicklung befindliche Stil eher auf die Zukunft als auf die Vergangenheit gerichtet, und zwar ganz sicher nicht im optimistischen Sinne.

Paul McCartney (Musiker): Ich habe nur die allerbesten Erinnerungen an David in den sechziger Jahren, als ich in London lebte, wie ich es im Übrigen immer noch tue. Frei und ungebunden war ich damals. In meinem Haus ging es ein wenig

zu wie in einem Salon: Jeder konnte jederzeit vorbeischaun. Einfach um herumzuhängen. Jedenfalls war da dieser Typ, der sich draußen herumdrückte, und zu dem sagte ich irgendwann: «Dann komm halt rein.» Ich bat jeden rein. Auf den Locken trug er eine Kappe aus weichem Stoff. Ich fragte ihn, wer er sei, und er antwortete: David Jones, Davy Jones. Er hätte ein Demotape für mich. Das spielte er mir vor, und ich dachte: Das ist wirklich gut. Allerdings muss ich einräumen, dass seine Stimme ein bisschen wie die von Anthony Newley klang, sie waren sich ähnlich, wissen Sie. Aber ich fand ihn toll – ein sehr umgänglicher, cooler Typ. Ich wünschte ihm viel Glück.

Bob Harris (DJ): Ich bin 1966 nach London gezogen. Die Atmosphäre dort zu jener Zeit hat mich unglaublich fasziniert, auch die ganze Gegenkultur, die damals gerade aufblühte. 1968 war ich dann ein aufstrebender Radiomoderator und Journalist und hatte mit Tony Elliott zusammen gerade das *Time-Out*-Magazin gegründet. Am Wochenende fuhr ich auch regelmäßig nach Covent Garden ins Middle Earth, einen Underground-Club und Veranstaltungsort, der die ganze Nacht geöffnet hatte. Dort sah ich David zum ersten Mal auf der Bühne stehen. Gemeinsam mit Hermione Farthingale und Tony Hutchinson hatte er eine Gruppe namens Feathers, die sich verschiedene Medien zunutze machte. Ich glaube, es war Marc Bolan, der uns einander vorstellte. Mit Marc hing ich damals viel in den Trident Studios herum, wo Tony Visconti *Tyrannosaurus Rex* produzierte. Natürlich begann David dann ebenfalls mit Visconti zu arbeiten, sodass wir uns von da an häufiger trafen. Schließlich war David immer häufiger da, und wir verbrachten so viel Zeit miteinander, dass meine erste Frau und ich ihn zu uns zum Abendessen einluden. Er kam dann auch, und weil er gerade in einem Film mitspielte [*Virgin Soldiers*], hatte er raspelkurzes Haar. Das war damals wirk-

lich ein mehr als komischer Anblick, denn die Mode schrieb seinerzeit eigentlich lange Haare vor. Er war bezaubernd, sehr höflich, sehr britisch. Sehr gentlemanlike. Eine unserer Gemeinsamkeiten bestand darin, dass wir beide Anthony Newley mochten, das war einer von Davids Helden. Die Platten, die Newley Anfang der sechziger Jahre gemacht hatte, «Strawberry Fair» etwa, haben David stark beeinflusst. Den theatralischen Aspekt von «What Kind of Fool am I» fand er genauso phänomenal wie das Neue an «That Noise», eine von Newleys großen Hit-Singles. Aber wenn man sich diese Stücke anhört und sie beispielsweise mit «The Laughing Gnome» vergleicht, lässt sich zwischen den beiden eine direkte Verbindung erkennen. Ich kann mich noch allzu gut an diese frühen Unterhaltungen mit David erinnern, während wir gemeinsam die Plattensammlung des jeweils anderen durchforsteten – und Newley wurde da natürlich ganz groß geschrieben.

Da Terry elf Jahre älter als sein Halbbruder war, brachte er David London näher, das heißt, wenn er denn selbst dort war. Er ging mit ihm in die Kaschemmen und die Amüsierlokale im West End, und gemeinsam tauchten sie in die Jazz-Welt ein. Terry war zwar nicht häufig anwesend, doch wenn er dort war, war er der tonangebende der beiden Brüder. Um ihm etwas zurückzugeben, ging Bowie mit Terry im Februar 1967 auf dessen erstes Rockkonzert. Sie schauten sich Cream im Bromel Club in Bromley an. Terry war mit der Welt des Rock nicht vertraut, und dieses Konzert hinterließ einen kolossalen Eindruck bei ihm. Auf dem Heimweg begann Terry sich plötzlich ganz seltsam zu benehmen, als hätte er eine Vision. Er sah, wie sich die Straße vor ihm öffnete und Flammen aus den Rissen im Asphalt aufstiegen. Dann ließ er sich unvermittelt auf alle viere fallen und versuchte, sich an der Straße festzuhalten. Er sagte, er werde von der Erde weg in den Himmel hinaufgesogen. Bowie

hatte noch nie zuvor jemanden in solch einem metaphysisch veränderten Zustand gesehen, und es machte ihm fürchterliche Angst.

Solche Anfälle traten immer wieder auf. Die Höhlen von Chislehurst Caves lagen nicht weit von Bromley entfernt. Der Legende nach hatten Druiden die Höhlen in den Kalkstein gehauen. Im Ersten Weltkrieg hatten die Minen als Munitionslager gedient, und im Zweiten Weltkrieg waren sie als Luftschutzbunker genutzt worden - und zwar als ein riesengroßer. In den sechziger Jahren fingen Bands an, dort aufzutreten, geschmeichelt von der Tatsache, dass sie «im Untergrund» spielten und im wahrsten Sinne des Wortes «Underground» waren. Siouxsie Sioux, die aus Bromley herüberkam, machten die Höhlen eigenen Angaben zufolge Angst: «Das war total gefährlich. Es gab Teile, die waren abgesperrt, damit man nicht dort hinabstieg. Manchmal schlichen sich Kinder da runter und wurden eingeschlossen.» Und genau dort endete Terry Burns. Eines Tages im Jahr 1967 kreuzte er vor dem Haus seiner Tante Pat in Bromley auf, bei der er wohnte. Doch nur, um festzustellen, dass sie plötzlich nach Australien gezogen war. Da er hin und wieder verschwand, ohne ein Lebenszeichen zu hinterlassen, hatten Pat und ihr Mann keine Möglichkeit gehabt, ihn darüber zu informieren. Also irrte er so herum, bis er sich schließlich in besagten Höhlen wiederfand, wo er ganze acht Tage blieb. Als die Polizei ihn endlich gefunden hatte, wurde er kurz zu Davids Familie gebracht, bevor er wieder in die psychiatrische Klinik Cane Hill eingeliefert wurde. Ein Ort, der über die Zeit quasi sein zweites Zuhause wurde.

Tony Visconti (Produzent): Als ich David kennenlernte, ging das Jahr 1967 schon zu Ende, und er war dieser junge Songwriter, der einen Vertrag bei der Firma hatte, für die ich in London arbeitete. Mein Chef, David Platz [Betreiber einer unabhängigen Produktionsfirma], meinte zu mir, ich hätte

doch diese Vorliebe, mit schrägen Künstlern zusammenzuarbeiten ... genau so sagte er das ... «schräg». Er sagte, er würde mir einen Künstler vorspielen, mit dem ich vielleicht auch gern arbeiten würde. Dann spielte er mir ein paar Songs von dem damals 22-jährigen David Bowie vor. Es ging um das erste Album, das David gerade für Deram aufgenommen hatte. Auf der Platte war ein Song mit dem Titel «Uncle Arthur» und einer namens «Mr. Gravedigger». Die Titel waren alle recht blöd, aber die Musik war wirklich cool, und ich bestätigte, dass ich ihn richtig gut fand. Ich fügte hinzu, dass er wirklich Talent habe, aber beliebig wirke und einen besonderen Stil vermissen lasse. Mein Chef räumte ein, dass er genau dasselbe Problem sehe: «Würdest du mit ihm arbeiten, könntest du ihn dazu bringen, dass er in einem einheitlichen Stil entwickelt?» Ich gab zurück, dass ich es gern versuchen würde, weil ich ihn wirklich mochte.

Mir war nicht klar, dass sich David im Zimmer nebenan aufhielt. Als mein Chef die Tür öffnete, stand da also der junge 22-jährige David Bowie vor mir. Er wusste schon recht viel über mich und hatte sich wohl vorbereitet, jedenfalls war unsere erste Begegnung sehr nett. Wir unterhielten uns stundenlang im Büro und verbrachten dann auch den Rest des Tages gemeinsam. Thema war seine Musik und welche Sänger wir hörten. Wir mochten dieselben Underground-Künstler, wie Frank Zappa, der damals populär war ... Wir waren beide große Zappa-Fans, und wir sprachen auch über Kinofilme, die wir mochten, und alles Mögliche, das von ganz weit her kam, und alles, das schwarzweiß war und aus Frankreich, Tschechien oder Deutschland kam, so was halt, wir fanden jede Menge Übereinstimmungen. Im Büro wurde Schluss gemacht, und weil draußen so ein schöner Herbsttag war, beschlossen wir, einen Spaziergang zu machen. Wir liefen von der Oxford Street zur King's Road. Das war ein ordentliches Stück, und dann

stellten wir fest, dass der neue Film von Roman Polanski im Kino lief. Also sahen wir uns *Das Messer im Wasser* an. An unserem ersten Treffen. Das gegen neun Uhr abends endete. Als wir uns verabschiedeten, waren wir schon Freunde geworden. Wir genossen die Gegenwart des jeweils anderen wirklich sehr.

Lindsay Kemp (Pantomime): Im Jahr 1967 hatte ich eine Rolle in einer Show namens *Clowns*. Wir spielten in einem kleinen Theater in der Nähe von St. Martin's Lane in Covent Garden, das leider nicht mehr existiert. Es gab nur fünfzig Sitzplätze, aber wir quetschten etwa einhundert Zuschauer hinein. Wir verdienten ziemlich gut. Meine Agentur verschaffte mir hin und wieder Auftritte im Vorprogramm von Rockbands. Sie unterstützten auch David bei der Suche nach Auftrittsmöglichkeiten, und eines der Mädchen im Büro sagte mir, ich solle mir mal seine Schallplatte anhören. Ich bekam seine erste LP [*David Bowie*], hörte sie zu Hause an und habe mich sofort in ihn verliebt, obwohl ich ihn noch gar nicht kannte. Er sah sehr nett aus auf dem Cover. Sehr hübsch und sehr reizvoll. Am nächsten Abend spielte ich vor Beginn meiner Vorstellung ein Lied von der Platte, nämlich «When I Live My Dream». Und just an jenem Abend war die Angestellte von der Agentur tatsächlich mit David gekommen, damit er sich meine Show anschauen konnte. Wir waren beide mit ihr befreundet, aber ich nehme fast an, dass die beiden miteinander ausgegangen sind. Er ist schließlich mit den meisten Leuten ausgegangen. Sie sagte jedenfalls zu ihm: «Lindsay Kemp wirst du lieben.» Er freute sich darüber, dass seine Musik gespielt wurde, denn es gab noch nicht so viele Leute, die sie schon gehört hätten; kaum jemand kaufte damals seine Platten. Und natürlich fand David mich seinerseits auch großartig. Eigentlich war es Liebe auf den ersten Blick. Nach der Show kam er in meine Garderobe. Er war von dem Stück bezaubert, ent-

zückt von meiner Welt, dem Harlekin und von den Dramen hinter den Kulissen, um die es in dem Stück ging. Es war ein Musical, das auf der Commedia dell'arte basierte, eine Art Zirkus hinter den Kulissen mit Musik. Das Stück war weitestgehend von Picassos frühen Malereien der Blauen und Rosa Periode inspiriert. Es ging um die hungerleidenden Harlekine und Pierrots, um ihre Familien usw.

Als David an meine Garderobentür klopfte, war es, als stünde der Erzengel Gabriel vor der Tür. Er stand in einem Lichtkegel, ein Glühen, ich meine ... wunderschön. Es war Liebe auf den ersten Blick. Ich sehe ihn immer noch vor mir, strahlend. Ich kam mir vor wie die Jungfrau Maria. Allerdings bin ich nicht vor ihm auf die Knie gefallen, dafür war kein Platz in der Garderobe. Er fragte, ob er bei mir lernen könne. Das war alles, worüber wir gesprochen haben. Um es kurz zu machen, er fragte mich einfach, ob ich ihm meine Kunst beibringen könne. Ich sagte, ja, natürlich, lass uns darüber reden. Komm morgen vorbei. Also kam er zu mir nach Hause in die Bateman Street in Soho. Wir unterhielten uns über unsere Vorlieben, über Musicals, bestimmte Sänger, Musik im Allgemeinen usw. Jacques Brel, französische Künstler wie Catherine Sauvage, das Theater. Am nächsten Tag trafen wir uns zum Unterricht im Covent Garden Dance Centre. Er war ein vielversprechender Schüler, sehr fleißig war er. Bei den Frauen im Kurs war er durchweg beliebt, insbesondere wenn es an die Improvisationsübungen ging. Jede Gelegenheit ergriffen sie, um sich auf ihn zu stürzen und mit ihm auf dem Boden herumzurollen. Sowohl Männer als auch Frauen fühlten sich von ihm angezogen. Er war charmant und auch äußerlich eine Augenweide. Er war ausgesprochen charismatisch und humorvoll. Ich glaube, es lag an seinem Humor wie an seiner Schönheit gleichermaßen, dass sich so viele Menschen von ihm angezogen fühlten. Ich kann wohl sagen, dass ich ihm in diesen Unterrichtsstunden das Tanzen beigebracht habe und wie

man kommuniziert, wie man sich selbst mit Hilfe des Körpers ausdrückt, meist durch Improvisationen. Nur wenige Stunden nach Ende des Kurses verbrachten wir den Abend zusammen und lungerten ein wenig in meiner Wohnung in Soho herum. Und dann hoben wir unsere Beziehung auf die nächste Ebene.

David war neunzehn, als ich ihn kennenlernte, und ich war neun Jahre älter. Er dachte ernsthaft darüber nach, die Musik ganz aufzugeben, um sich in ein Kloster an der Grenze zu Schottland zurückzuziehen. Seit Jahren hatte er sich eingehend mit dem Buddhismus beschäftigt, und er war wirklich der Meinung, die Musik hätte ihn aufgegeben. Als wir uns trafen, trat er auf der Stelle. Er war in einer Werbeagentur beschäftigt, wo er fast nichts anderes machte, als zu kopieren. Er wurde meine Muse. In dem Stück *Turquoise* war er als Pierrot wunderschön. Er spielte einen Barden namens Cloud. Langsam schlenderte er auf die Bühne und wieder hinunter, so wie er auch in meine Wohnung in der Bateman Street hineinschlenderte und wieder hinaus. In jenem kleinen Stück schlenderte er aus verschiedenen Reihen rein und wieder raus. Er war eine enorme Inspiration. Ich glaube nicht, dass er mich so sehr liebte wie ich ihn. Als Ken Pitt ihm eine Reihe von Auftritten verschaffte, trennten wir uns für einige Monate, damit er sie absolvieren konnte. Aber wir trafen uns nach wie vor. Manchmal blieb er über Nacht bei mir in Soho. Im Dezember 1967 brachten wir dieses kleine Pierrot-Stück auf die Bühne des Oxford Playhouse. Anschließend wurde es im Mercury Theatre in London aufgeführt. Es war ein wirklich großer Erfolg.

Er hatte andauernd etwas mit immer anderen Frauen. Dabei stellte er sich äußerst raffiniert an. Er hatte sogar eine Affäre mit einem Mädchen namens Natasha, die eine meiner Kostümdesignerinnen war. Das habe ich allerdings erst Jahre später herausgefunden. Ich mache es ihm wirklich nicht zum Vorwurf, dass er nebenher auch noch mit

anderen was hatte. Er hatte mir ja nichts versprochen, wir waren weder verheiratet noch verlobt. Einmal spielten wir in diesem kleinen Theater in Whitehaven, und wir wohnten währenddessen in wunderschönen Zimmern auf einer Farm in der Nähe des Theaters. Wir taufte sie Jollity Farm – die fröhliche Farm –, aber wie sich herausstellte, hatte das alles herzlich wenig mit Frohsinn zu tun, das brauche ich wohl eigentlich nicht zu betonen. Ich legte mich in mein Himmelbett, während David noch unter der Dusche stand. Und da wartete ich und wartete. Wo bleibt er denn bloß?, fragte ich mich. Bis mich irgendwann der Schlaf übermannte. Als ich wieder aufwachte, hörte ich Geräusche von nebenan. Oh! Stöhnen! Seufzen! Oh Gott, ich dachte, ich muss sterben. Die Geräusche kamen aus dem Zimmer meiner besten Freundin Natasha! Ich stand auf und ging zu ihrer Tür, wo ich für einige Augenblicke lauerte. Oh, war das schrecklich. Es war die schmerzhafteste Erfahrung meines Lebens. Ich wollte nur noch sterben.

Für den folgenden Abend war die Premiere angesetzt. Ich konnte das nicht ertragen, ich wollte nicht mehr leben. Also rannte ich hinaus in die eisige Kälte und beschloss, ins Wasser zu gehen. Das Meer war allerdings zu weit entfernt. Daher dachte ich, okay, dann nehme ich halt ein Fahrrad und radle ins Meer. Aber es war die Hölle, so kalt war es. Ich hatte eine entsprechende Szene in einem Film gesehen, in *Sie küsstest und sie schlügen ihn*, glaube ich. Oh, das ist ein wunderbarer Weg, alles hinter mir zu lassen ..., dachte ich, einfach ins Meer hinausradeln und für immer verschwinden. Aber ich hatte kein Fahrrad, es war bitterkalt, und es war auch noch Ebbe. Stattdessen habe ich mir dann das Handgelenk aufgeritzt, wenn auch nicht besonders tief. Später am Morgen hat man mich auf dem Boden meiner Garderobe gefunden. Ich erinnere mich daran, wie ich aufwachte und sakrale Musik hörte. Ich habe es geschafft!, ging es mir durch den Kopf. Doch dann musste ich feststel-

len, dass es bloß die Klaviermusik war, die den Beginn der Vorstellung ankündigte. Ich kam ins Whitehaven Hospital, wo Ärzte die Wunde mit einem Pflaster versorgten und mir sagten, ich solle diese Dummheiten lassen. Die Premiere fand noch am selben Abend statt, und während der Vorstellung löste sich das Pflaster von meinem Handgelenk, sodass die weiße Seide meines Pierrot-Kostüms sich langsam mit leuchtend rotem Blut tränkte; es war alles hochdramatisch. In jener Nacht konnte David nicht in mein Zimmer kommen, und Natasha war mit Schlaftabletten mehr als gut versorgt, sodass dem armen Kerl nichts anderes übrigblieb, als auf einem Stuhl im eiskalten Flur zu nächtigen ...

Peter Frampton: Nachdem ich The Herd verlassen hatte, fing ich an, bei Humble Pie zu spielen, zusammen mit Steve Marriott. Wir wollten beide in einer Band spielen, in der wir wirklich Musik machen konnten, anstatt uns nur anschreien zu lassen. Die erste Tour von Humble Pie trug den Titel *Changes '69*, und unser Ehrengast war David. Als die Tour schon losgegangen war, wurde er quasi über Nacht berühmt, weil «Space Oddity» auf Platz eins landete und «Natural Born Boogie», unsere Platte, auf Platz zwei. Wir fuhren mit Andrew Oldhams Rolls-Royce Phantom V herum, und leider rauchten damals alle Hasch, außer mir. Ich fing erst später damit an. Ich hatte es ein paarmal ausprobiert, doch mir wurde immer schlecht davon. Eines Tages waren wir also auf dem Weg zu einem Auftritt in Birmingham. Alle kiffen, während ich auf dem Rücksitz grün im Gesicht wurde. Als wir endlich am Veranstaltungsort ankamen, war ich kurz davor umzufallen, und ich erinnere mich daran, wie David sagte: «Was zum Teufel habt ihr mit ihm angerichtet?» Mein Kopf kippte vornüber an die Brust von Dana Gillespie, als ich das Bewusstsein verlor. David kümmerte sich immer um mich und war da für mich wie ein älterer Bruder. Er war wie ein Stiefbruder. Ich erinnere mich noch an den

Tag, als ich meinem Vater das Cover von *Hunky Dory* zeigte. «Oh, mein Gott», war alles, was er dazu sagte. Er verstand es nicht ganz, aber er respektierte David dafür, dass er es wahrgemacht hatte. In den siebziger Jahren fuhren wir beide durch die ganze Welt und liefen uns dabei ständig über den Weg. Als ich 1972 mein erstes Soloalbum *Wind of Change* in den Olympic Studios in Barnes aufnahm, traf ich zufälligerweise auch wieder auf David. Er produzierte dort gerade «All the Young Dudes» für Mott the Hoople, und wir telefonierten viel miteinander. Nach meinem Auto-unfall 1978 war ich in Australien [Frampton kam bei einem Verkehrsunfall auf den Bahamas fast ums Leben]. Ich wollte unbedingt wieder auftreten, um zu beweisen, dass ich es immer noch drauf hatte, ich hatte damals ganz offensichtlich keine besonders gute Phase. David war zeitgleich dort und meldete sich bei mir. Er besuchte mich schließlich in meinem Hotel und riet mir, noch nicht wieder aufzutreten, sondern mich erst einmal gründlich zu erholen. David hat sich immer um mich gekümmert. Er erkundigte sich auch immer nach meiner Familie und wollte wissen, wie es meinem Dad ging.

[...]